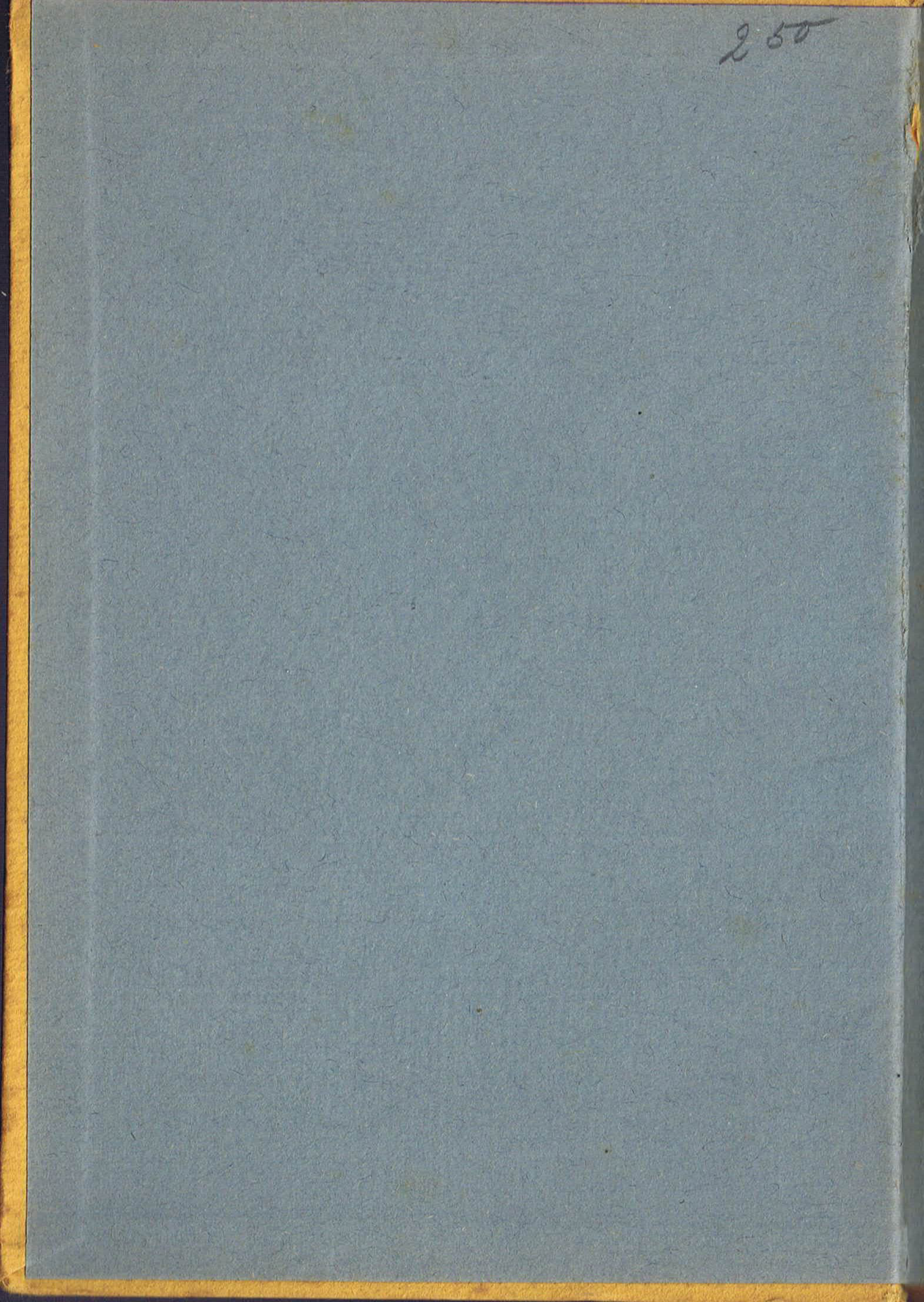
M. GROENER: HOMINIBUS BONAE VOLUNTATIS

Maria Groener



HOMINIBUS BONAE VOLUNTATIS

Das Buch vom Weibe im Lichte Schopenhauers


250



MARIA GROENER

HOMINIBUS BONAE VOLUNTATIS

Das Buch vom Weibe im Lichte Schopenhauers

1923

Verlag „Der Bund" / Nürnberg
(Walther Günther Schreckenbach)

Herrn Johann Emil Weber

in Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet

Inhalt

Vorwort

Als ich vor zehn Jahren mein kleines Buch Et in terra pax schrieb, da glaubte ich, Leid und Weh der Welt würden geringer werden dann, wenn die Menschen nicht mehr verschiedene, einander widerstreitende Weltanschauungen hätten. Brücken versuchte ich zu schlagen zwischen Religion und Philosophie, zwischen den Menschen des Glaubens und denen des Wissens. Ich hatte in Schopenhauer den überragenden Geist gefunden, der die Dogmen des Christentums erkennen lehrte als nur eine besondere Ausdrucksform ein- und derselben Grunderkenntnis des durch alle Zeiten und Räume irrenden schuld- und leidbeladenen, bald mythisch, bald philosophisch sein Credo stammelnden Erdenwallers. Würden die Menschen die Einheit der tiefsten Gedanken in der bunten Vielheit ihrer Ausdrucksformen nur erst erkennen, so, glaubte ich, würden sie glücklicher und friedvoller werden. Mir hatte Schopenhauer diesen Frieden gebracht. Ich wollte und mußte ihn an Andere weitergeben. So entstand Et in terra pax.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Besonders, wenn sie schwer sind. Ich merkte in diesen zehn Jahren, daß der Spruch: Et in terra pax unvollständig war, daß noch drei Worte im Anschlusse an die vier ersten in der Bibel standen: Hominibus bonae volun-

tatis; den Menschen, die eines guten Willens sind. Und indem der Friede, den ich mir mit dem Kopfe gebaut, mehr und mehr zerschlagen wurde von den wahrhaften, leidvollen Wogen des Lebens, lernte ich, daß nicht Gleichklang des Geistes, sondern nur Einheit der Herzen zu wahrem Frieden führen kann. Nicht das „Erkenne“ und „Schlage Brücken“, sondern das „Stirb und Werde“ führt zum göttlichen Lachen, zum seligen Schweigen und führt zu unüberwindlicher Kraft und nimmer ermattender Stärke. Nicht im Kopfe, im Willen sitzt der Mensch. Friede und Kraft ist nur da, wo guter Wille ist.

Ich sehe viel bösen Willen um mich her. Er zersetzt Kraft. Er vergrößert unsere Ohnmacht. Ich sehe bösen Willen am meisten da, wo guter Wille am allernötigsten wäre: in der Beziehung zwischen Mann und Weib.

Wollen wir Deutschen nicht nur durchhalten, sondern das Vaterland erneuern, so muß das geschehen aus dem Schoße der Familie heraus, dadurch, daß Mann und Weib Eines werden, daß sie einander ganz verstehen, aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe heraus. Es ist hohe Zeit, daß mit der Erschließung der Herzen der richtige Anfang gemacht werde. Denn gar so viel Törichtes wird über die Liebe geschrieben. Ich will nicht sprechen von den lüsternen Büchern derer, die darüber schreiben, ohne unsere Eigenart als Volk zu verstehen, will nicht denken an die Bücher der Fremdlinge. Sie waren immer und werden immer sein. Wir können und wollen sie nicht verbieten, sondern immun werden gegen sie. Aber ich denke an die Bücher von Frauenrechtlerinnen und Emanzipierten, die Steine werfen auf die Männer.

Und ich denke mit noch größerem Kummer an die Bücher von Frauenrechtlern, die in der Frau die Retterin aus unserer Not sehend, alle Macht zur Umgestaltung unserer traurigen Verhältnisse in die Hand ihr legen wollen. Doppelten Schmerz bereiten mir diese Bücher, weil sie durch ihre Ungeschicklichkeit einen wahren Gedanken lächerlich machen und seiner gesunden Auswirkung den Weg verbauen. Der wahre Gedanke ist der, daß in diesen unseren heutigen Zeiten der tiefen Not allerdings das Weib vor allem dazu berufen ist, aus dem Wirrsal, in dem wir uns befinden, uns zu erlösen. Nicht aber darf es dies tun nach „Frauenrecht“: durch Ansichreißen von Macht, durch freie Liebeswahl, durch Verfügungsrecht über die Kinder, sondern nur dadurch, daß es, mehr als in den Tagen ruhigen Zeitganges, dem Manne im Drange nach rascher Erlösung einen gelinderen, sanfteren, kräftesparenden Weg zeigt, daß es in Zeiten der Not das Recht auf Liebe stärker betont als die Pflicht zum Sohne und zum Werke.

Wie das im Einzelnen zu verstehen ist, davon werden die Blätter dieses Buches erzählen.

Dies Buch, in Gegensatz zu anderen Frauenbüchern über das Geschlechtsleben, klagt den Mann nicht an, sondern sucht ihn zu ehren. Und in Gegensatz zu den Männerbüchern unserer Tage nimmt es zu Texten und Leitworten Aussprüche des herben Frauenrichters: Schopenhauer. Nicht um die Frauen anzuklagen. Sondern um seine Worte durch wahres Verstehen ihrer Herbe zu entkleiden.

Es ist Schopenhauer oft vorgeworfen worden, er habe den Frauen Unrecht getan. Dem ist nicht so. Schopen-

hauer der Hellseher ist uns im Gegenteile gerade in diesen seinen herben Worten Wegweiser zur Erfassung des Weibes. Die Fragen des Geschlechtes streifen die grauen Mauern, die Zeitlosigkeit von Zeitlichkeit scheiden. In ahnendem Erschauern vor den Pforten der Ewigkeit blieb Schopenhauer allezeit seinem Grundsatze treu: Nicht das Warum, nur das Wie gebe ich. Er gab das Weib, wie er es sah, also wie — seien wir hart und ehrlich — wie es ist; d. h. wie es erscheint. Nach dem Warum fragt der Seelenhirte, fragt die weichgütige Mutter, nicht der strenge Philosoph. Dies mildernde Warum und Darum geben, ist Aufgabe dienenden Weibes. Nur so, in männlicher Aufrichtigkeit und weiblicher Liebe, kann klar herausgestellt werden, was das Weib und seine Aufgabe in der Welt ist.

Nur wo guter Wille ist, können Menschen zweierlei Geschlechtes dauernd zu einander finden. Und nur wo guter Wille ist, wird gerne und dankbar anerkannt das, was Andere sich errungen und erkämpft haben. Darum ich dies Buch vom Weibe in die Hände lege Derer, die guten Willens sind; der Frauen, die unter Schopenhauer sich beugen, der Männer, die vom Weibe sich belehren lassen wollen.

Der Name des Buches deutet auf Bibel und Kirche. Zuerst sollte dies Buch einen andern Namen tragen, ein Wort nur, ein uralt-indisches: Ananda. Ananda! Wonne!

Wir Kinder der Zweiheit und Naturferne sind erzogen auf zweierlei Liebe: Eros und Charitas, wir sprechen von himmlischer und von irdischer Wonne. Und sind doch Beide Eines. Zweierlei nur in dem Sinne, als die irdische

Wonne unwirklich erscheint Dem, der die himmlische Wonne kennt, und in dem Sinne, als Schweigen seliger ist als Werk, Werk seliger als Kind und Weib. — Wer allzu schnell zur Sonne will, nimmt Schaden. Das Weib ist dazu da, den allzu eiligen Flug zu hemmen. Heil ihm.

Mit großem Flügelschlage hebt sich wonnevoll die gesungene Messe vom Boden, bis sie gipfelt im heiligen großen Schweigen des Sanktus. Man lege es mir nicht schlecht aus, daß ich sie zum Rahmen nahm meines Buches. Aus Kirche und Gotteshaus heraus trage ich das Sakrament der Liebe zu Herd und Heim, zu Tisch und Bett. Es gilt, dieses Sakramentes, der Liebe, wieder würdig zu werden.

Was kann ich tun, daß ich liebenswürdig werde? Die Frage des Weibes.

Was muß ich tun, damit das Weib liebenswürdig werden kann? Die Aufgabe des Mannes.

Hoch oben in den Bergen. Sonntag. Auf dem Dorfplatze, um Kampanile und Brunnen herum stehen die Männer. Drinnen in der Kirche sind die Weiber. Dann und wann, wenn die Türe geht, schallt abgerissener Predigt Ton heraus zu den Männern. Langsam lichtet sich der Platz. Sie gehen hinein, einer nach dem andern. Und wann der Priester auf der Kanzel sein Amen gesprochen hat, und die Orgel einsetzt zum Segen des geweihten Wassers, dann ist auch die Männerseite gefüllt mit den braunlodenen, knienden Trägern der Geschlechter, leuchten vor ihnen auf den Bänken die roten Feuernelken auf den schwarzen Hüten, Sinnbild der Liebe, der Bindung, der Verschmelzung mit dem Weibe. Und dann beginnt die Messe.

So auch, ganz im Kleinen, hier in diesem Buche. Erst eine kurze Predigt, Weiberpredigt. Unsrer lieben Frauen Tag. Wie wir sein sollten nach des Philosophen und aller Männer schöner, tiefersehnter Meinung. Und wie wir, ach, nicht sind. Danach die Messe. Buße der Männer. Erleuchtung der Weiber. Buße der Weiber. Erleuchtung der Männer. Warum wir bisher nicht sein konnten, wie wir sollten und wollten. Und was geschehen muß, damit doch Frühling werde. Klingt dann zum Schlusse das Ite missa est herauf vom Altare, so wollen wir versuchen, Mann um Mann und Weib um Weib, hinaustretend in Alltag und Sonne, bewußt zu bauen am Leben des Volkes, der Mann in Liebe und Lebe, das Weib in Liebe und Stirb.

Die kleine Weiberpredigt

Schopenhauer eröffnet seine Abhandlung „Ueber die Weiber“ mit den folgenden Worten:

„Besser als Schillers wohlüberlegtes, mittelst der Antithese und des Kontrastes wirkendes Gedicht „Würde der Frauen“ sprechen meiner Meinung nach diese wenigen Worte Jouys das wahre Lob der Weiber aus: sans les femmes, le commencement de notre vie seroit privé de secours, le milieu de plaisirs, et la fin de consolation. Pathetischer drückt das Selbe Byron aus im Sardanapal, Akt 1, Sc. 2:

The very first
Of human life must spring from woman's breast,
Your first small words are taught you from her lips,
Your first tears quench'd by her, and your last sighs
Too often breathed out in a woman's hearing,
When men have shrunk from the ignoble care
Of watching the last hour of him who led them.

Beides bezeichnet den richtigen Gesichtspunkt für den Werth der Weiber.

Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen, noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, sondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und

aufheiternde Gefährtin seyn soll. Die heftigsten Leiden, Freuden und Kraftäußerungen sind ihm nicht beschieden; sondern sein Leben soll stiller, unbedeutsamer und gelinder dahinfließen, als das des Mannes, ohne wesentlich glücklicher, oder unglücklicher zu seyn."

Sofort nach Vernehmen dieses „Textes" scheiden sich die Geister der Weiber. Drei Gruppen splittern auseinander.

Wenn wir dem Manne den Sohn schenken, sind wir ihm nicht nur ebenbürtig, wir sind ihm übergeordnet, so sprechen die Emanzipierten. Unser Körper ist wundersamer, unsere Aufgabe vielgestaltiger, unsere Leistung erstaunlicher. Darum, daß wir mehr zu dulden und zu tragen vermögen, soll der Mann uns dienen und uns sich unterwerfen. Leiden wir nicht heftiger, ist unser Liebesgenuß nicht vollendeter, ist die Kraft der Mutterschaft nicht stärkste Kraftäußerung? Ich weiß, ich weiß, die so denken, sind am schwersten zu gewinnen. Sie werden ablehnend sich verhalten im ganzen Verlaufe der kleinen Weiberpredigt, werden erst aufzuhorchen beginnen mitten in der großen Männermesse und erst ganz zum Schlusse, am Ende des Agnus dei die Wiederkehr des Kyrie eleison tiefdemütig auf den Knien anstimmen. Das wird dann sein, wann sie erkannt haben werden, was der Kleinrusse damit sagen will, wenn er dem Weibe die Seele abspricht. Auf sie, diese dritte Gruppe, kann ich also jetzt noch nicht rechnen. Sie müssen bis auf weiteres, bis zu ihrer Starstechung, in Geduld von den Männern, soweit sie noch Männer sind, erlitten und ertragen werden.

Und da ist die zweite Gruppe, die der goldenen Mitte, der Gleichberechtigung, der Demokratie. Sie sagen, ist

der Mann geduldig und aufheiternd, so kann auch das Weib geduldig und aufheiternd sein, leidet er, so leide sie mit, freut er sich, so freue sie sich mit, und umgekehrt. Der Standpunkt des Apostels Paulus ist es, den diese Gruppe vertritt: „Der Mann leiste dem Weibe die schuldige Freundschaft, desselbigen gleichen das Weib dem Manne. Das Weib ist ihres Leibes nicht mächtig, sondern der Mann. Desselbigen gleichen der Mann ist seines Leibes nicht mächtig, sondern das Weib."

Sie will zugeben, daß das Weib nicht höher steht als der Mann, aber sie kann nicht zugeben, daß es niedriger stehen soll, kann und will nicht zulassen, daß der Mann tätig, das Weib leidend das Leben erleben soll — und das deshalb nicht, weil nur die Tat glückvoll zu sein scheint. Immerhin, diese Gruppe wird mich anhören, wenn auch nicht so andächtig wie die paar wenigen, ganz Vereinzelten, die das Leben bereits durch ein so dunkles Tal des Wehes zu einem so lichten Hügel vollen Sonnenscheins geführt hat, daß sie zugeben: im Leiden liegt unser Glück. Denn nicht rechne ich zu den Ueberzeugten Die, denen ein gütiges äußeres Geschick einen Mann zuführte, der sie auf Händen trägt und dessen Güte sie übersehen und ihren eigenen Opfermut und Diensteifer preisen. Sie alle würden sofort zu Gerechten oder Emanzipierten, wann das äußere Geschick sich änderte.

Soll ich anheben zu predigen, wo nur so Wenige zu lauschen hemmungslos bereit sind? Ich will den zweiten Teil des Textes, diesen Stein des Anstoßes und der Spaltung, zunächst fallen lassen, und nur zum ersten mich wenden, zum ersten, in welchem wir einander alle leichter verstehen werden: zu dem französischen und dem englischen Worte.

Jouys Wort heißt deutsch: „Ohne die Frauen wäre der Anfang unseres Lebens der Hilfe, die Mitte der Freuden und das Ende des Trostes beraubt.“

Und Byrons Wort:

„.... Der erste Atemzug
Des Menschenlebens ist an Weibes Brust;
Die ersten kleinen Worte lehren seine Lippen;
Die ersten Tränen trocknet es, und deine letzten Seufzer
Hauchst du gar oft in eines Weibes Nähe,
Wann Männer flieh'n die würdelose Pflicht,
Die letzte Stunde des zu überwachen,
Der einst ihr Führer war....“

Hilfe, Freude, Trost: das Weib als Mutter, als Geliebte, als Schwester.

Hilfe sei die erste Aufgabe der Mutter? Klingt uns das nicht fremd? Die junge Mutter, die das Kind in Armen hält, empfindet es als ihren Besitz. Sie nährt es und kleidet es und lehrt es gehen und sprechen, damit dereinst sie etwas an dem Kinde habe, damit es für sie da sei, ihr helfe und diene. Nicht immer klar bewußt und deutlich steht dieser Gedanke vor dem inneren Auge der Mutter, ja, die meisten Mütter würden sich heftig wehren, wenn man ihnen solch Ansinnen unterschöbe, und doch zeigt das ganze Verhalten der Mutter dem heranwachsenden Kinde gegenüber, daß die Mutter Dienstbereitschaft, zu allermindest Dankbarkeit täglich und stündlich heischt und erwartet. Das ist nicht recht. Die Mutter ist für das Kind da, nicht das Kind für die Mutter. Und das nicht etwa aus dem zuweilen geäußerten banalen Grunde, weil das Kind selbst ungewollt ins Leben gekommen sei als Frucht der Liebeslust der Eltern. Wer so denkt, hat die tiefen metaphysischen Zusammenhänge des Lebens

noch nicht erfaßt; jeder der lebt, w o l l t e ins Leben hinein, sonst wäre er nicht da — sondern die Mutter hat die heilige Pflicht, für das Kind da zu sein, weil sie erst durch das Kind Mensch wird; erst durch das Kind und mit dem Kinde wird das Weib aus einem Halben ein Ganzes. Dies für das Kind Dasein erschöpft sich nicht darin, daß das Weib sich klammert an das Kind als Besitztum, als Lebensspender, als Erfüllung. Sich klammern und nicht mehr loslassen, so befiehlt der Instinkt des Weibes. Aber das heilige Manngebot, das über dem Weibe waltet, heischt mehr: Du sollst für das Kind da sein, das heißt, du sollst aus Dankbarkeit dafür, daß dein Kind mithilft dich zur Fraue zu machen, ihm helfen, zu sich selbst zu werden, den Jüngling und Mann in sich zu gestalten.

Dem Kinde helfen; das heißt nicht hätscheln und hüten und tändeln und verwöhnen, das heißt stählen und leiten, an Zucht und Ordnung, an Selbstbeherrschung und Treue gewöhnen, das heißt Herz und Geist des Kindes hell machen für Güte und Verstehen, das heißt Sinne schärfen und Nerven kräftigen, Körper pflegen und Geist weiten und bereichern. Nie einen Augenblick das Ich, immer das Du. Das Weib erleidet das Kind. So in sich, vor der Geburt, so außerhalb seiner, nach der Geburt. Wie die kleinen, wilden Füße und Fäuste im Mutterleibe gegen das Herz der Mutter stoßen, und treten, und die Mutter das erleidet, weil sie dem Kinde Hilfe ist, Hilfe zum Leben, wie sie die frühen Zähnchen ohne einen Schmerzenslaut erträgt, die Blut schlagen aus den zarten Rändern der Brustwarze, so erträgt sie die vielen Nadeln und Schwerter, die die heranwachsenden Kinder in ihrem

Andersseinmüssen in das Herz der Mutter stoßen. Sie ist zum Leiden da, und sie erfüllt ihre Aufgabe und hat ihren Lohn in sich, wann sie hilft, daß die Kinder zu sich selbst werden.

Es gibt ein zartes, kleines Epigramm von Goethe, das von einem häßlichen Mädchen spricht, das unter seiner Häßlichkeit litt. Einmal nun überwand es sich und trat lächelnd in der Schwestern Kreis mit dem Gedanken auf dem Herzen: Ich bin nicht schön. Und siehe, sagt Goethe, in diesem Augenblicke lächelnder Ueberwindung „war sie es zum ersten Male". Zum ersten Male war sie schön.

So die Mutter, die sich überwindet und ihr Leid auf sich nimmt. Ich bin nicht da, um glücklich zu sein. Ich bin da, um meine Kinder zu erleiden und ihnen dadurch zu helfen, freie Menschen zu werden. Tritt sie mit diesen Gedanken lächelnd in den Kreis ihrer Familie, so i st sie glücklich und in diesem Augenblicke fängt sie an, wahrhaft Hilfe zu werden, ganz und gar strahlende, still jubelnde Güte und Kraft zu sein.

Hat die Fraue dies gelernt, dann kommt der zweite große Schmerz: die Kinder wachsen heran und wollen keine Hilfe mehr, sie wollen sich selbst helfen. Da ist es, wo so manche gute, treue Mutter auf einen Schlag alt wird und nicht mehr weiß, wozu sie da ist. Auf, auf, liebe Mutter, nicht alt sollst du werden, sondern jung! Geliebte mußt du nun werden deiner Söhne und Töchter. Ruhig wage ich das Wort: Geliebte deiner Söhne. Niemand, der reinen Herzens ist, wird mich mißverstehen. Ein junger Lebemann sagte zu mir: „Ja, wenn die Mutter noch da wäre, dann wäre es nicht so weit mit mir ge-

kommen! Ich war freilich schon zu ihren Lebzeiten ein leichtsinniger Bursch, aber Nacht um Nacht durchtobt wie jetzt, das kam nicht vor, das hat sie verhindert.“ Wie hat sie denn das gemacht? fragte ich. „Ja, sehen Sie,“ sagte er, „ich konnte heimkommen wann ich wollte, und war es drei Uhr die Nacht, in meiner Mutter Zimmer brannte Licht. Sie saß im tiefen Sessel mit ganz frohen, ganz wachen Augen unter den weißen Haaren und einem Schelmenlachen in den Mundwinkeln. Unter der großen Wärmhaube am Tisch war ein ganz heißer Schwarzer. Sie goß mir ihn ein mit zierlichen Fingern, und während ich trank, rieb sie meine freie, kalte Hand zwischen den ihren, behauchte die Fingerspitzen und lachte, ganz wie in der Kinderzeit, wann ich, ein kleiner Junge, mit kalten Händen ihr auf den Schoß geklettert war. Glauben Sie mir, es kam sehr selten vor, daß ich nachts fortblieb. Heute ist die Wohnung kalt und dunkel, wann ich heimkomme und keine lachende Mutter mehr da — meine Mutter war immer voll Heiterkeit und Sonne....“

Die Geliebte der Kinder. Die Mutter soll die erste sein, die um Liebesseligkeit und Liebesleid ihrer Kinder weiß, die so voll Freude, voll Glück und voll Heiterkeit ist, daß sie Maßstab ist ihren Kindern, ob deren Liebesglück echt und rein und dauerhaft sein kann. Nicht helfen soll die Mutter, etwas verbergen vor dem Vater; heimliche Zusammenkünfte fördern, heimliche Ränke spinnen, das alles ist ihrer unwürdig. Die Zeit der Hilfe ist vorbei, die Zeit der Liebe ist gekommen. Söhne und Töchter müssen fühlen, daß die Mutter sie liebt und durch die Liebe ihr eigenes Lieben vollkommen versteht. Mehr als alles Andere bewahrt das die Kinder vor Fehltritten

und Ausschweifungen. Kinder lächelnd und heiter hingeben, auch in Leid und Qual; Töchter in Ehen, von denen die Mutter weiß, daß sie nur voller Schmerzen sein werden; Söhne in Bindungen, die tiefstes Entsagen bedeuten: Qualen des Mutterherzens. Aber indem die Mutter all dies Leid still und heiter segnet, statt zu richten, zu wehren, zu vernünfteln und zu kritisieren, gehen Ströme leidlindernder Kraft von ihr aus.

Geliebte der Kinder: Noch eine zweite Aufgabe ruht hier: Brücke zum Vater. Vater und Kinder gehören metaphysisch zusammen, Mutter und Kinder nur physisch. Es ist tiefste Leidaufgabe der Mutter, dies voll zu erkennen und Kinder und Vater eng zu verschweißen, alles dem Vater fremd Erscheinende als sein eigenes Wesen in den Kindern ihm gütig klar zu machen und so die enge Verknüpfung des Geschlechtes herzustellen. „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen," dies Wort Johannis des Vorläufers ist Wahlspruch jeder treuen Frau. Sie ist Bindeglied, Uebergang zwischen Vater und Sohn. Wo sie trennend und hemmend dazwischen tritt, schädigt und hemmt sie die Uhr der Welt, den Wandel des Geschlechtes. Trennend und hemmend ist auch das Beschönigen und Vertuschen. Den Mut, sich als Opfer zwischen Mann und Kind zu werfen und lieber gar nichts mehr zu sein als eine Scheidewand zwischen den beiden Kämpfern: das ist Weibes Pflicht. Wo Kampf ist zwischen Vater und Sohn, da legt sich die Schuld auf die Mutter. Denn sie hat es in ihren so zarten und doch so starken Händen, hier Wandel zu schaffen. Sie allein. Sie ist dazu da, um Freude zu spenden und Friede. Wo sie es versäumt, sündigt sie.

Und das Alter ohne Trost.... die Frau als Schwester. Als Geliebte der Kinder noch schenkte sie doch Rat! Jetzt kommt größeres Leid. Auch diese Eitelkeit muß fallen. Die erste fiel, als das Kind sich selbst half. Die zweite fällt, wann das Kind sich selbst lieben darf, wann es sich selbst gefunden hat. Nun hat die Mutter ganz aufgehört und die Geliebte auch. Zum zweiten Male will das Weib da alt werden. Und doch ist nun selige Zeit des Beginnes seiner dritten Jugend, der asketischen, des Schwesterseins. Nicht mehr helfen, nicht mehr raten, nur noch zuhören; nicht mehr glauben, nicht mehr lieben, nur mehr hoffen. Das Kind als Mann leidet nicht mehr an sich, sondern am Geschlechte. Es will sehen, wie es vollendeter wird. Es hofft. Und das Weib hofft mit ihm, lauscht und tröstet und lehrt Geduld.

Wir sprachen bisher immer nur von den Kindern. Nun denn zum Manne, zum Lebensgefährten, zum Vater der Kinder. In den Kindern ist sein Leben auseinandergezogen, in ihm selbst ruht es zeitlos. Und er ist, wie jeder Mensch, als Ganzes gesehen, immer zugleich Kind, Jüngling und Mann. Je öfter er wiedergeboren ist, desto mehr. Und desto schwieriger, aber auch desto herrlicher wird die Aufgabe des Weibes, das an seiner Seite schreitet.

Um das ganz klar zu legen, muß ich ein wenig weiter ausholen, die Hand ausstrecken in die metaphysischen geheimen Kristallkammern der tiefen verborgenen Schluchten des Urlebens.

Was das Weib leistet, wenn es ein Kind zur Welt bringt, ist keine Geburt, sondern eine Wiedergeburt. Dies ganz verstehen, heißt ganz Hingebung, Geduld und

Unterwürfigkeit werden. Das Weib gebiert nicht das Kind als ein neues, nie dagewesenes, eben erst aus dem Urgrunde Erwachtes, sondern es gebiert den Mann, seinen eigenen Mann.

Tief und schön und geheimnisvoll sagt es die Aitareya Upanischad: „In sich selbst trägt der Mann das Selbst; und ergießt er den Samen in das Weib, so macht er ihn geboren werden; das ist seine erste Geburt. Dann geht er ein in die Selbstwesenheit des Weibes... sie aber, nachdem dieser sein Atman in sie gelangt ist, so pflegt sie ihn... Weil sie ihn pflegt, darum ist sie zu pflegen. Und das Weib trägt ihn als Leibesfrucht. Er aber ... indem er den Knaben von der Geburt an weiterhin ausbildet, so bildet er sein eigenes Selbst aus, zur Fortspinnung dieser Welten."

Das Kind ist mithin der Mann, des Weibes Mann, ganz ebenso wie der Enkel des Weibes Mann ist. Mann ist Durchgang, Weib ist Dauer, Mann ist Ziel, Weib ist Maß, Mann ist Wirklichkeit, Weib ist Spiegel, Mann handelt, Weib leidet.

Das Weib ist das physische Gefäß, in dem der Mann sein metaphysisches Ich keltert; das Weib ist das Wiegenbettlein des Mannes, das Mittel zu seiner Selbsterkenntnis, der Weg zu seiner Kreuzigung und Auferstehung. Das lebendige kleine Etwas, das das Weib gebiert, nährt, kleidet, auf dem Schoße hält, ist nur um des Mannes willen sein, ist der Mann in seiner Spiegelung. Harmonie und Maß ist Weibes Leben. Es umfriedet die ihm anvertrauten Seelengärtlein, ebnet sie, bereitet sie, behütet sie, heißen sie nun Mann, Kind oder Enkel. Ziel ist Mannes Los. Er eilt hindurch durch das Weib,

um sich in klarerer Gestaltung tief demütigend zu erleben. Letztes Ziel ist ihm: Los vom Geschlechte, los vom Weibe, hin zum Werke und durch das Werk zum Schweigen und Vergotten. In jedem Manne brennt heiß das Warum und Wozu, im Weibe nur das Wie. Darum leidet der Mann heftiger. Dann, wenn er seinen Weg nicht sieht. Darum freut er sich tiefer. Dann, wenn er sein Bestes im Sohne oder im Werke wiederfindet. Darum äußert sich seine Kraft stürmischer; dann, wenn er den Weg zum Ziele sieht und auf ihm nach dem Ziele strebt.

Und um all dessen willen bedarf der Mann weit mehr als das Weib der Hilfe, der Freude, des Trostes. Er bedarf der Hilfe, um sich zu finden, des Echos der Freude, wann er sich gefunden hat, des Trostes, wann er sieht, daß das, was er fand, noch gar so weit weg ist von dem, was er im innersten Metaphysischen i s t. Der Mann fühlt sich als Wanderer, das Weib als ewig dableibend. Er ist immer zugleich Kind, Jüngling und Mann. Ist er noch stark verhaftet in die Kette des Geschlechtes, so tritt dies Zugleich weniger zutage. Es sind die Männer, die „leicht haben" sind. Sturm in der Jugend, Bedacht im mittleren Alter, Resignation am Ende. Wenn man ihnen Heiterkeit schenkt, so sind sie es zufrieden und loben ihre gute Frau.

Aber je lockerer die Bande werden, die an die Geschlechterkette knüpfen, je mehr das Streben da ist nach dem Spiegeln im Werke an Stelle des Spiegelns im Sohne, desto schwerer ist es für das Weib, solchen Mann zu fassen, zu ertragen, zu beglücken. Das Weib glaubt ihn ganz Mann und will als Geliebte ihn beglücken, aber siehe, gerade in diesem Augenblick ist er ganz Kind, will nur die

Mutter im Weibe und stößt die Geliebte von sich. Das Weib glaubt ihn ganz Kind und hilflos, aber siehe, er ist gefestigt und resigniert, will nicht helfende, lenkende Mutterhand, sondern nur herbes Schreiten der Schwester neben sich her in tiefem Schweigen des Verstehens.

Da verzagt manch ein schwaches Weib und manch ein starkes, stolzes bäumt sich auf; aber mit Unrecht. Weib ist Maß. Kann es nicht in die Höhe schreiten, so schlage es den Weg in die Breite ein, und verwehrt ihm der Mann für heute diesen Weg, so steige es lächelnd, beweglich und immer verstehend in die Tiefe hinab.

Umfriedetes Seelengärtlein, Weibes Stolz, Kraft und Arbeitsfeld.

Du glaubst, auch du bedürfest der Hilfe? Auch das innere Haus und das Hüten der inneren Herdflamme bringe Sorge und Not? Der Himmel möge dich davor behüten, daß du zur Witwe werden müssest, um zu sehen, was es heißt, die Sorge für das Aeußere tragen. Und wenn du sie tragen mußt und dich die Sorgen ums tägliche Brot nicht schlafen lassen, du trägst nicht so schwer daran wie der Mann, denn der Mann trägt zu den Sorgen sich selbst und seine Verantwortlichkeit und sein Spiegelbild und seinen Kummer um sich selbst.

Du glaubst, auch du bedürfest der Freude? Auch das Schenken und Minnen und Spielen und Tändeln brauche Kraft und Nährboden? Der Himmel möge dich davor behüten, daß du eine verlassene Geliebte werden müssest um zu sehen, was es heißt, keine Liebe mehr schenken zu dürfen. Und wenn du das Schwere tragen mußt, deinen Mann an eine Andere zu verlieren, immer noch trägst du leichter als er, denn er weiß nicht im Suchen und Tasten,

ob er recht tut, in dir sein Spiegelbild zu zeugen oder ob die Andere dafür zu küren sei. So leidet er um sich in dir und in der Andern, indes du nur leidest, weil dir ein Seelengärtlein für eine kleine Weile welkte.

Und du glaubst, auch du bedürfest des Trostes? Du glaubst, das Schwestersein verlange Bruderkraft? Der Himmel möge dich davor behüten, daß du zur ewigen Jungfräulichkeit verdammt würdest, um zu ermessen, welche Qualen der Mann durchlebt, der nicht weiß, ob er recht tat, in Söhnen sich zu manifestieren, der zweifelt daran, ob das Werk, das er schuf, bestehen kann vor dem Richterstuhle der Ewigkeit. Und fühltest und littest du Gleiches, du leidest nicht so tief wie er. Denn deine Sehnsucht ist das Kind, nicht bist du hin- und hergerissen von der Frage Sohn oder Werk, Verneinung des Leibes oder Verneinung des Geistes! Deine Jungfräulichkeit schadet nicht einer ewigen Kette, bricht nicht ein Glied dieser Kette entzwei, sie ist einer Rose gleich, die niemand wahrnahm, immer doch lebte sie glücklich sich selbst und ihren Schwestern am Stocke.

Darum, weil der Mann so viel wilder geworfen wird von Freude zu Leid, weil er so viel schwerer den Frieden der Erkenntnis und des Willens erringt, darum mußt du, schon aus innigem Mitleiden heraus, mußt du ihm allezeit Hilfe, Erheiterung und Trost sein, seinen Kleinmut verscheuchen, seine Sorgen betäuben, seine Launen und Verstimmungen sänftigen. Nicht aber allein aus Mitleiden heraus: solcher Dienst am Manne ist dir Pflicht. Das Kind, so sagten wir oben, trägt dazu bei, daß das Weib Mensch, Fraue, wird. Die andere Hälfte dieser Aufgabe erfüllt der Mann. Weib wird allererst zu sich

selbst durch die Liebe. Weib ist nichts glückvoll Vollendetes, Weib erkennt sich selbst nicht ohne den Mann. Es ist Weibes tiefste Tragik, wenn es das Glück der Beseelung in der Liebe nie zu verkosten bekommt. Trägt es solch Geschick in Würde und ohne herbe zu werden, so hat es Leid in Kraft umgebogen und ist tiefster Verehrung wert. Denn schwer ist solchen Weibes Weg. Wie unendlich viel leichter hat es jedes Weib, das die Liebe kennt, und sei es gekettet an schwierigsten, erdfliehenden Mann! Es ist Abendlandes tragischer Weg zum Ziele der Erlösung des Menschengeschlechtes, daß so viele Frauen jungfräulich dahingehen, so viele Mütter frigid bleiben müssen. Dennoch aber, und das ist das Schwerste, müssen sie alle l i e b e n s w ü r d i g werden, sollen wir nicht untergehen im Chaos.

Duldend und leidend liebenswürdig werden, ist unsere Aufgabe. Nur so kann sich am deutschen Volke Goethes Verheißung wahrhaft erfüllen:

Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.

Die große Männermesse

Das Kyrie

Im Beginne der Messe klingt aus der Tiefe der gequälten Brust der dreifache Ruf herauf: kyrie eleison, Herr, erbarme dich unser. Gleiche Welle der Empfindung zieht durch die ganze Philosophie Arthur Schopenhauers. Dem Gott erbarme dich entspricht die Trauer über die moralische Minderwertigkeit, dem Christe erbarme dich der Schmerz und die Klage über die intellektuelle Minderwertigkeit des Menschengeschlechtes. Und wie nach diesen beiden Rufen der Hilfe der kirchliche Klagering sich schließt mit dem dritten Klange, der dem ersten gleich: Gott erbarme dich, so ergänzen wir Schopenhauers Doppelklage durch eine dritte, die Ja und Amen ist und Erhellung der beiden andern und die Antwort gibt auf Schopenhauers Frage: „Woher, bei der Einheit des Dinges an sich, die ungeheuere Verschiedenheit der Charaktere? Vielleicht wird nach mir Einer diesen Abgrund beleuchten.“ Wir ergänzen sie durch die dritte: Wir haben durch Rassen- und Kastenvermengung unsern Instinkt verloren — wir können nicht mehr wollen, was wir sollen, und wir wissen nicht mehr, was wir können — wir schauen, um mit Paulus zu reden, nicht mehr „von Angesicht zu Angesicht“, sondern „durch einen Spiegel

in einem dunkeln Wort". Dies dunkle Wort heißt: Entwickelung; und in den vielerlei Facettenspiegeln seines mannigfaltigen Sinnes heißt es: Ausleben, Streben, Volksverbessern, kraftvoll-Tätigsein, Weiterkommen, Höherzeugen, Machtgewinnen, Stärke-erringen, Bejahen. Trüb ist das Wort, und wie für alles Andere, haben wir auch für dies Wort und unser Verhältnis zu ihm den Instinkt verloren. Denn wenn der Philosoph sagt: diese Welt ist etwas, das besser nicht wäre, so nennen wir ihn entwickelungsfeindlich, Pessimist, den kraftvollen Aufstieg eines Volkes hemmend, die Lebensfreude tötend. Wer versuchen will, hier Einsicht zu wecken, stößt auf heftigsten Widerstand. Es ist aber dieser Widerstand Ausfluß unserer trüben, verdunkelten Seelen. Versuchen wir einmal, alle Schlacken zur Seite zu räumen, die Rassenvermengung in uns auf die reine Glut unseres inneren blondblauen Urwesens erstickend gelegt und alle Täuschungen fernzuhalten, die Kastenvermischung in die reine, klare Sicht genialen Urschauens hineingetragen hat. So, ganz stille, ganz willenlos, ganz lauschend nur auf die tiefe Stimme unseres innersten Innern, vernehmen wir das Folgende: Das reine eine Urwesen, in sich selbst klar und stark, ruhte und wirkte in sich selbst. Aber ganz Eines in sich, konnte es sich seiner nicht freuen. Deshalb stieß es aus seinem heiligen Mutterschoße, aus dem Brahman heraus, nach oben über sich selbst hinausragend, wie der Beter flehende Arme schleudert hoch über sein eigen Haupt hinaus, die Krieger; die stürmenden Uebermenschen in ihrer eigensinnigen Einzelheit und ihren reinen, für das Wohl Aller blutenden Heldenherzen. Und, breit wie ein Ringer steht auf der festen Erde, ausladend und sich

dehnend, gebar es die Siedler, die Menschen der Schar, die Herdenmenschen, die in ihren Feierstunden sitzen und sinnen und schwerfällig denken und verschwommen wachträumen von der Rettung des Alls durch den gehobenen Geist aller. Nach oben hin die Krieger, nach allen Seiten sich breitend, die Siedler, tief im Kerne seiner selbst, es selbst, Brahman, die Priester. Priester, Krieger, Siedler — Spiel der Urkraft mit sich selbst, Spiegelung des Himmels im Tautropfen. Schuld? Unschuld? Keines von Beiden. Ein Muß. Das Muß der Entwickelung. Und dies Muß gebot dem Urwesen, nicht stehen zu bleiben bei den drei Spaltungen seines Selbst. Wieder und immer wieder waren sie geboren, stark nun in sich selbst und ihrer selbst klar und bewußt. Neue Aufgabe kam. Aus dem heiligen Mutterschoße heraus, nach unten, erdenschwer und erdenbeschwert, selbst Erde, kam der Sudra, der Knecht. Kam er? War er? War er zuerst? Fragen, die hier keine Bedeutung haben. Gegenpol war er; der Eingeborene, der mit der Erde Verschmolzene wie Kräuter und Bäume, Elephanten und Antilopen, Schmetterlinge und Würmer. Und das grausig-schöne Spiel des Ineinander nahm seinen Anfang. Begann es mit der Vermischung der Kasten unter einander oder mischten sich zugleich Kaste und Erdenrasse? — War das Tier? War das Mensch? Der Sudra? Was heißt Tier? Was Mensch? Ist nicht allein wahrer Mensch der Wiedergeborene? Und wird er nicht Halbtier im Augenblicke, in dem er sich paart mit dem ewigen Erden-, dem Dauermenschen? — Lauschen wir den Stimmen der Seher. Von Halbtieren erzählen sie uns, von Tierleibern mit Menschenköpfen; von Nixen und Faunen, von Sphinxen

und Kentauren. Tierweib entflammte wiedergeborenen Mann: in waches Himmelsehnen nahm toter Geist seinen Einzug: das Gefühl, der oberen Heimat gegenüber, und das Sehnen, dem Norden zu, blieben, aber kein Wissen darum, wo dieser Norden ist, und darum keine Möglichkeit, ihn zu gestalten. Pendeln statt Zielstrebigkeit, Spiel statt Ernst, vages, unklares Verlangen, Hilflosigkeit, gemischt mit Brutalität: die schwarze Rassenwelle der Welt ward geboren.

Und Tiermann schändete wiedergeborenes Weib: In totem Willen nahm wacher Geist Wohnung. Alles wußte er, alles verstand er, aber kein Sehnen nach der oberen Heimat, kein Wollen dieser Heimat, kein Zug zum Norden und darum keine Möglichkeit, zu ihm zu gelangen. Mechanik statt Dynamik, Wissen statt Denken: die gelbe Rassenwelle der Welt ward geboren. Und nun, Qual und Schmerz, das Mischen dieses alles. Fall der Engel, Kasten- und Rassenchaos. Schuld? Unschuld? Nur durch Schuld kommt Kraft und Wonne. Lang ist der Leidensweg. Edelmut stirbt. Genie stirbt. Es welkt der Instinkt. Ungeheuere Verwirrung. In unendlichen Zeitläuften sucht das Geschlecht sich selbst von Sohn zu Sohn. In diesem Leide aber der Weg zum Sieg, denn durch die Sehnsucht des Suchens lernt der Mensch den tiefsten, heiligen Sinn des Findens Aller im All, stärker als Ichsucht und Sohnsucht. Und er ruft nach Kunst und Heiligkeit und erlöst so sich selbst zum All.

Nirgends in der ganzen weiten Welt sind uns die Stationen des Kreuzweges unserer Erlösung deutlicher aufgezeichnet als in Indien, dem Lande der Sehnsucht nach der verlorenen germanischen Urheimat. Hier

und nur hier erfahren wir, was Kunst ist: Sehnsucht, Schrei nach sich selbst, letzter Irrweg knapp vor den Toren der Heimat, des Schweigens, der Vergottung. Hatten unsere reinen Urahnen Kunst? Sie hatten Kunst nicht nötig. Sie waren selbst Kunstwerk. „Reine Kunst," wie wir so rührend das nennen, was letzte Station ist auf dem Heimwege zum vergotteten Schweigen, kannten sie nicht, kannten nur, aus der Ueberfülle ihrer Lebensheiterkeit heraus, angewandte Kunst in Schnörkeln und Kringeln und Schleifen und schwingenden Wellenlinien, zur Zier ihrer Gegenstände täglichen Gebrauches. Kunst, die schreiend-Flehende, die die Durchschauung herbeiklingen und herbeimalen, herbeidichten will, Kunst, die nach der „süßen, verlorenen Berührung" strebt, Kunst, die das Wiedergebären im Sohne ablöst und Brücke ist zum „Kunstwerk selber sein", zum Weisen, diese Kunst entstand erst dann, wann die Geschlechterkette im Wirrwarr des Rassen- und Kastenchaos vor Weh ob der verlorenen Anschauung Gottes beinahe zerbarst; in Tönen zuerst wacht diese Sehnsucht auf; in der allgemeinsten Kunst, der Musik, in ihr, die das Leid der Welt, das Sein der Welt am umfassendsten, darum auch am wenigsten geistig deutbar spiegelt. Wie läßt Indien, das Land der Sehnsucht, den Musiker, diesen ersten Künstler, den niedersten der bewußt Heimwehkranken zwar, aber eben doch! Heimwehkranken entstehen? Vena nennt es die Musiker, entstanden aus der Mischung von Vaideha und Vaidya. Ein Siedler, also einer, der Reichtum erwirbt, verbindet sich mit einer Priestertochter. Der Sproß dieser Verbindung ist Vaideha, Diener des Weibes; sei er nun ein Erzeuger seiner Kleider, ein Pfleger seines Haares, ein Träger und

Bereiter seiner Speisen: er ist Weibes Knecht. Ihm gesellt sich eine Tochter aus der Bindung eines Priesters mit einer Siedlerin: Eltern des Geschlechtes der Aerzte und Samariterinnen.

Der Sohn des Weiberknechtes und die Krankenfreundin werden zu Eltern des Vena, des Musikers. — Uns, die wir so ganz entwöhnt sind des Lauschens auf inneres Muß, die wir so ganz den Spürsinn verloren haben für das unumstößliche Gesetz der Vererbung, erscheint solche Kastenvermischungsregel, abgezogen aus der Erfahrung, willkürlich, gemacht, gesucht. Lassen wir alles Vorurteil, stellen wir uns einmal ganz kindlich-gläubig in diesen Gedankengang ein, und es wird Licht in die Dunkelheit fallen. Adeliger ist die Priestertochter als ihr Mann, der Siedler; darum ringt im Sohne die Sehnsucht des Geistes nach Adel mit der Ohnmacht des Blutes zu dieser adeligen Einzelheit. Das Weib zu erlösen und damit die Welt, ist er verlustig gegangen; darum treibt es ihn, das Weib von außen zu verschönen; heller Geist in dunkelm Blut weint nach seiner Erlösung und veräußerlicht unbeholfen den Weg dazu.

Priester ehelicht Siedlerin; adeliges Herz einet sich einem Herdengeiste. Samariterin des Herzens kann die Tochter dieser Bindung nicht mehr sein, die Sünde des Vaters hat diesen Weg ihr verbaut; so tastet sie nur unbeholfen zur Seele, indem sie Wärterin des Körpers wird in ihrem Drange, den Menschen zu helfen.

Und aus dieser Doppelsehnsucht heraus, aus einem Vater, der dem Weibe anbetend zu Füßen liegt, und aus einer Mutter, die die Leiber der Menschen heilen will, entspringt der Schrei des Los vom Leibe, los von Ge-

schlecht und leiblicher Zeugung: die Musik schlägt die Augen auf. Nach ihr die bildende Kunst. Nach ihr die dichtende. Das Wort steht auf. Nach ihm und in ihm der Buchstabe, „des flüssigen Lautes feste Klangfigur“. Durch den toten Buchstaben aber schimmert das uralte Heilszeichen, die lebendige Rune, die alles aussagte und nichts. Und darinnen schließt sich der Ring. Was am Anfang war, das Schweigen, dessen Symbol die Rune, dessen Ausdruck das Wort, das ist nun wieder „bei Gott“, und was „Gott war“, nämlich das „Wort“, das i s t nun wieder Gott. Es ist „Fleisch geworden“ und kehrt nun wieder zurück. Das Urwesen, das sich selbst nicht genießen konnte, ist durch die Qual der Stationen seiner Selbsterkenntnis zu sich selbst zurückgekehrt. „Der ganze Prozeß,“ sagt Schopenhauer, „ist die Selbsterkenntnis des Willens, geht von diesem aus und läuft auf ihn zurück und macht das aus, was Kant die Erscheinung im Unterschied vom Ding an sich benannt hat.“

Ist das nun Entwickelung? Ist es Entwickelunghemmend oder -fördernd? Wer klar sieht, weiß, daß diese Frage vor dem Lichte der Ewigkeit allen Sinn verliert. Wer reinen Geistes sich hinüber gefunden hat ans jenseitige Ufer der Verneinung, wer stark genug ist, Himmel, Hölle und Fegfeuer, den Glauben an Karma und Vergeltung, Zwillingsseele und Wiederverkörperung von sich zu werfen, wer nicht mehr am Ich hängt, der weiß, ohne daran zu zerbrechen und ohne dadurch schlecht oder stumpf zu werden: es gibt nur Eines; ich, der Mann, wandre durch die Kette meines Geschlechtes zu mir selbst. Weit habe ich mich von mir entfernen müssen, damit ich

als All meiner selbst gewiß und froh werde. Viele, die mit mir am Wege sind, sind noch mitten dabei, sich von sich selbst zu entfernen. Sie minnen nicht, sie murten, sie befreien sich nicht im Weibe, sie trinken das Weib und wühlen sich ins Weib hinein. Weib ist ihnen nicht Durchgang und Maß, sondern Endpunkt und Ziel. Und manch Andere, die mit mir am Wege sind, haben sich verstiegen und überkrampft. Sie sind nicht heiß, sondern kalt und halten mit Weibern intellektuelle Kaffeehauslieben-überm-Tisch und lassen das Weib in ihnen zeugen, was doch nur totgeborenes Kind werden kann, da sie nie gestorben sind, um zu werden. Aber es sind auch Sehende mit mir am Wege. Dreierlei Art haben sie und alle sind gesegnet, denn sie steigen. Es sind die, die Söhne zeugen, die größer sind als sie selbst; heil ihnen. Es sind die, die den Drang nach Söhnen umbiegen in den Schrei der Kunst; Verehrung ihnen. Und es sind die, die das ewige Schweigen verkörpern und die das Kunstwerk sind in eigener Person. Ihnen Anbetung. Sie sind Gott. Denn also geht die Entwickelung, von Gott zu Gott.

Die Bibel hat das köstliche Wort geprägt: „Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereut; die Traurigkeit der Welt aber wirket den Tod."

Erst dann wäre der Weg der deutschen Philosophie, der in innigstem Einklange steht mit den Offenbarungen unserer Urreligion, entwickelungsfeindlich, wenn göttliche Traurigkeit ersetzt werden sollte durch weltliche. Beinahe heftig hat Schopenhauer sich dagegen verwahrt: „Ich bin der Einzige, der kein du sollst aufstellt". Wollte er befeh-

len: du sollst dich von der Welt abkehren, du sollst nicht Söhne zeugen, sondern Kunst, du sollst verneinen, du mußt verneinen, Fluch dir, wenn du bejahst, er würde die Entwickelung hemmen und „Tod wirken". So aber haben sie bei ihm Alle recht, der Anachoret wie der Büßer, der Vater der Söhne wie der Schöpfer der Werke. Eines nur müssen wir wieder lernen: unserer arischen Urstimme lauschen und vor Dem in die Knie sinken, der in der Seligkeit der göttlichen Traurigkeit reuelos das Weib läßt, um Gott zu werden. Er ist der Größte. Nie aber hätte er als Erscheinung an jenen Punkt gelangen können, wenn nicht als Ding an sich, in der Geschlechter Reihe, er die Hilfe gehabt hätte des Weibes, das von Stufe zu Stufe ihn empor läuterte. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan; aus der Bußtiefe des Kyrie schwingt die Messe um in die Jubelhöhe des Gloria; das Lob des Weibes als Weg zur Erlösung der Welt.

Das Gloria

Wie soll solches zugehen? Wie soll das Endliche fördern das Unendliche? Das Maß erlösen das Ziel? Das Weib den Mann? — Nicht selbst vermag das Weib den Mann zu erlösen; der Mann erlöst sich selbst. Aber er kann es nicht tun ohne die Hilfe des Weibes. Nicht allein ist das so zu verstehen, daß der Mann ohne das Weib nicht sich fortpflanzen kann; wäre das die einzige Hilfe, die das Weib dem Manne leistet, so wäre jedes gesunde Weib eben recht, um dem Manne zu dienen. Sondern das Weib gibt dem Kinde das mit auf den Weg, was ihm dazu dient, sich zu erlösen, den Spiegel seines

Selbst, den Intellekt. So weit gehen wir mit Schopenhauer einig, dann aber noch einen Schritt über ihn hinaus. Nach ihm gibt das Weib dem Kinde die Klugheit mit; über die Bedeutung der Reinheit des Willens (Blutes) des Weibes hat Schopenhauer kein ausdrücklich dazu Stellung nehmendes Wort verloren, doch scheint es, daß, ihm selbst vielleicht unbewußt, er geahnt hat, daß es darauf ankäme, wenn er von den „klügsten und **geistreichsten** Weibern" spricht zur Veredelung der Generation. Klugsein läßt auch niedriges Blut zu, denn es gibt bei gleicher Schärfe des Geistes die verschiedensten Grade der Klugheit in ethischem Sinne, z. B. Schlauheit, Pfiffigkeit, Schlagfertigkeit, Verschmitztheit, Spitzelfähigkeit, Verschlagenheit. „Geistreich" sein kann nur die Edelblütige, Gütige. Nur sie weitet ihren Geist und baut ihn aus zu edlem Geistreichtum, um mit dem ihm geschenkten Pfunde unter den Menschen wuchern und wirken zu können. In unedlem Weibe liegt das Talent brach oder wirkt sich nur aus zur Bezauberung der Männer, über die es Macht zu gewinnen sucht. In edelem Weibe baut der Geist sich aus und bilden sich die Talente, weil edeles Weib sich verschenken muß aus innerem Drange, nicht um zu gefallen, sondern um zu helfen, zu trösten, zu erfreuen. Und das, je edeler es ist, desto weniger in Ansehen der Person.

Doch wir wollen nicht vorgreifen, wollen Schritt um Schritt gehen, zuerst *mit* Schopenhauer, dann über ihn hinaus. Seine Lehre von der Vererbung des Intellektes durch die Mutter ist bis auf den heutigen Tag heftig angefochten, ja belächelt und ignoriert von der Naturwissenschaft. Was *über* diese Ansicht Schopenhauers gesagt

und gedacht und in welcher Weise über sie abgeurteilt wurde, ist leider weit mehr Gemeingut der Gebildeten geworden, als die Kenntnis der Worte Schopenhauers selbst. Diese im Zusammenhange hier darzubieten, ist daher vor allem notwendig. An sie sodann anknüpfend und sie erweiternd, werden wir fragen, in welcher Weise die Naturwissenschaft von heute dazu beitragen könnte, das Problem zu erhellen. Hieran werden wir knüpfen eine Darstellung der hohen, heiligen Pflichten, die Mann wie Weib aus diesen Erkenntnissen heraus erwachsen.

Schopenhauer beginnt seine Abhandlung über die Erblichkeit der Eigenschaften mit den folden Worten:

„Daß, bei der Zeugung, die von den Eltern zusammengebrachten Keime nicht nur die Eigenthümlichkeiten der Gattung, sondern auch die der Individuen fortpflanzen, lehrt, hinsichtlich der leiblichen (objektiven, äußern) Eigenschaften, die alltäglichste Erfahrung, auch ist es von jeher anerkannt worden:

Naturae sequitur semina quisque suae.

Catull.

Ob dies nun ebenfalls von den geistigen (subjektiven, innern) Eigenschaften gelte, so daß auch diese sich von den Eltern auf die Kinder vererbten, ist eine schon öfter aufgeworfene und fast allgemein bejahte Frage. Schwieriger aber ist das Problem, ob sich hiebei sondern lasse, was dem Vater und was der Mutter angehört, welches also das geistige Erbtheil sei, das wir von jedem der Eltern überkommen. Beleuchten wir nun dieses Pro-

blem mit unserer Grunderkenntnis, daß der Wille das Wesen an sich, der Kern, das Radikale im Menschen; der Intellekt hingegen das Sekundäre, das Adventitium, das Accidenz jener Substanz sei; so werden wir, vor Befragung der Erfahrung, es wenigstens als wahrscheinlich annehmen, daß, bei der Zeugung, der Vater, als sexus potior und zeugendes Princip, die Basis, das Radikale des neuen Lebens, also den Willen verleihe, die Mutter aber, als sexus sequior und bloß empfangendes Princip, das Sekundäre, den Intellekt; daß also der Mensch sein Moralisches, seinen Charakter, seine Neigungen, sein Herz, vom Vater erbe, hingegen den Grad, die Beschaffenheit und Richtung seiner Intelligenz von der Mutter. Diese Annahme nun findet wirklich ihre Bestätigung in der Erfahrung; nur daß diese hier nicht durch ein physikalisches Experiment auf dem Tisch entschieden werden kann, sondern theils aus vieljähriger, sorgfältiger und feiner Beobachtung und theils aus der Geschichte hervorgeht.

Die eigene Erfahrung hat den Vorzug völliger Gewißheit und größter Specialität, wodurch der Nachtheil, der ihr daraus erwächst, daß ihre Sphäre beschränkt und ihre Beispiele nicht allbekannt sind, überwogen wird. An sie zunächst weise ich daher einen Jeden. Zuvörderst betrachte er sich selbst, gestehe sich seine Neigungen und Leidenschaften, seine Charakterfehler und Schwächen, seine Laster, wie auch seine Vorzüge und Tugenden, wenn er deren hat, ein: dann aber denke er zurück an seinen Vater, und es wird nicht fehlen, daß er jene sämmtlichen Charakterzüge auch an ihm gewahr werde. Hingegen wird er die Mutter oft von einem ganz verschiedenen Charakter

finden, und eine moralische Uebereinstimmung mit dieser wird höchst selten, nämlich nur durch den besondern Zufall der Gleichheit des Charakters beider Eltern, Statt finden. Er stelle diese Prüfung an z. B. in Hinsicht auf Jähzornigkeit, oder Geduld, Geiz, oder Verschwendung, Neigung zur Wollust, oder zur Völlerei, oder zum Spiel, Hartherzigkeit, oder Güte, Redlichkeit, oder Falschheit, Stolz, oder Leutseligkeit, Muth, oder Feigheit, Friedfertigkeit, oder Zanksucht, Versöhnlichkeit, oder Groll usw. Danach stelle er dieselbe Untersuchung an, an allen Denen, deren Charakter und deren Eltern ihm genau bekannt geworden sind. Wenn er aufmerksam, mit richtigem Urtheil und aufrichtig verfährt, wird die Bestätigung unsers Satzes nicht ausbleiben. So z. B. wird er den, manchen Menschen eigenen, speciellen Hang zum Lügen in zwei Brüdern gleichmäßig vorhanden finden; weil sie ihn vom Vater geerbt haben: dieserhalb ist auch die Komödie „Der Lügner und sein Sohn“ psychologisch richtig. — Inzwischen sind hier zwei unvermeidliche Beschränkungen zu berücksichtigen, welche nur offenbare Ungerechtigkeit als Ausflüchte deuten könnte. Nämlich erstlich: pater semper incertus. Nur eine entschiedene körperliche Aehnlichkeit mit dem Vater beseitigt diese Beschränkung; hingegen ist eine oberflächliche hiezu nicht hinreichend: denn es giebt eine Nachwirkung früherer Befruchtung, vermöge welcher bisweilen die Kinder zweiter Ehe noch eine leichte Aehnlichkeit mit dem ersten Gatten haben, und die im Ehebruch erzeugten mit dem legitimen Vater. Noch deutlicher ist solche Nachwirkung bei Thieren beobachtet worden. Die zweite Beschränkung ist, daß im Sohn zwar der moralische Charakter des Vaters auftritt, jedoch

unter der Modifikation, die er durch einen andern, oft sehr verschiedenen Intellekt (dem Erbtheil von der Mutter) erhalten hat, wodurch eine Korrektion der Beobachtung nöthig wird. Diese Modifikation kann, nach Maaßgabe jenes Unterschiedes, bedeutend oder gering seyn, jedoch nie so groß, daß nicht auch unter ihr die Grundzüge des väterlichen Charakters noch immer kenntlich genug aufträten; etwan wie ein Mensch, der sich durch eine ganz fremdartige Kleidung, Perrücke und Bart entstellt hätte. Ist z. B., vermöge des Erbtheils von der Mutter, ein Mensch mit überwiegender Vernunft, also der Fähigkeit zum Nachdenken, zur Ueberlegung, ausgestattet; so werden durch diese seine vom Vater ererbten Leidenschaften theils gezügelt, theils versteckt werden und demnach nur zu methodischer und planmäßiger, oder heimlicher Aeußerung gelangen, woraus dann eine von der des Vaters, welcher etwan nur einen ganz beschränkten Kopf hatte, sehr verschiedene Erscheinung hervorgehen wird: und eben so kann der umgekehrte Fall eintreten. — Die Neigungen und Leidenschaften der Mutter hingegen finden sich in den Kindern durchaus nicht wieder, oft sogar ihr Gegentheil."

Was uns in dieser Einleitung und im Verlaufe der ganzen Abhandlung Schopenhauers sogleich auffällt, ist der ruhige, besonnene, bescheidene Ton. Nicht mit anmaßender Miene und im Brusttone der Ueberzeugung, wie dies die Herren von Tiegel und Retorte so gerne uns weis machen möchten, bringt der Philosoph seine Ansicht vor: wir fühlen beim Durchlesen, daß Ernst und Sachlichkeit hier die Feder führen, daß unablässige, skeptische Beobachtung und objektivste Unvoreingenommenheit hier

zu uns sprechen. Auch hat Schopenhauer an alle Einwendungen, die gemacht werden können, gedacht; zu denen, die wir schon oben anführten, gesellen sich noch die folgenden und deren Widerlegung:

„Aus unserm Grundsatz scheint zu folgen, daß Söhne der selben Mutter gleiche Geistesstärke haben und, wenn Einer hochbegabt wäre, auch der andere es sein müßte. Mitunter ist es so: Beispiele sind die Carracci, Joseph und Michael Haydn, Bernhard und Andreas Romberg, Georg und Friedrich Cuvier: ich würde auch hinzusetzen, die Gebrüder Schlegel; wenn nicht der jüngere, Friedrich, durch den in seinem letzten Lebensviertel, im Verein mit Adam Müller getriebenen, schimpflichen Obskurantismus, sich der Ehre, neben seinem vortrefflichen, untadelhaften und so höchst ausgezeichneten Bruder, August Wilhelm, genannt zu werden, unwürdig gemacht hätte. Denn Obskurantismus ist eine Sünde, vielleicht nicht gegen den heiligen, doch gegen den menschlichen Geist, die man daher nie verzeihen, sondern Dem, der sich ihrer schuldig gemacht, Dies, unversöhnlich, stets und überall nachtragen und bei jeder Gelegenheit ihm Verachtung bezeugen soll, so lange er lebt, ja, noch nach dem Tode. — Aber eben so oft trifft die obige Folgerung nicht zu; wie denn z. B. Kants Bruder ein ganz gewöhnlicher Mann war. Um dies zu erklären, erinnere ich an das im 31. Kapitel über die physiologischen Bedingungen des Genies Gesagte. Nicht nur ein außerordentlich entwickeltes, durchaus zweckmäßig gebildetes Gehirn (der Antheil der Mutter) ist erfordert, sondern auch ein sehr energischer Herzschlag, es zu animieren, d. h. subjektiv ein leidenschaftlicher Wille, ein lebhaftes Temperament:

dies ist das Erbtheil vom Vater. Allein eben Dieses steht nur in dessen kräftigsten Jahren auf seiner Höhe, und noch schneller altert die Mutter. Demgemäß werden die hochbegabten Söhne, in der Regel, die ältesten, bei voller Kraft beider Eltern gezeugten seyn: so war auch Kants Bruder elf Jahre jünger als er. Sogar von zwei ausgezeichneten Brüdern wird, in der Regel, der ältere der vorzüglichere seyn. Aber nicht nur das Alter, sondern jede vorübergehende Ebbe der Lebenskraft, oder sonstige Gesundheitsstörung, in den Eltern, zur Zeit der Zeugung, vermag den Antheil des Einen oder des Andern zu verkümmern und die eben daher so überaus seltene Erscheinung eines eminenten Talents zu hintertreiben. — Beiläufig gesagt, ist das Wegfallen aller soeben berührten Unterschiede bei Zwillingen die Ursache der Quasi-Identität ihres Wesens.

Wenn einzelne Fälle, sich finden sollten, wo ein hochbegabter Sohn keine geistig ausgezeichnete Mutter gehabt hätte; so ließe Dies sich daraus erklären, daß diese Mutter selbst einen phlegmatischen Vater gehabt hätte, weshalb ihr ungewöhnlich entwickeltes Gehirn nicht durch die entsprechende Energie des Blutumlaufs gehörig exzitirt gewesen wäre; — ein Erforderniß, welches ich oben, Kapitel 31, erörtert habe. Nichtsdestoweniger hätte ihr höchst vollkommenes Nerven- und Cerebralsystem sich auf den Sohn vererbt, bei welchem nun aber ein lebhafter und leidenschaftlicher Vater, von energischem Herzschlag, hinzugekommen wäre, wodurch dann erst hier die andere somatische Bedingung großer Geisteskraft eingetreten sei. Vielleicht ist dies Byrons Fall gewesen; da wir die geistigen Vorzüge seiner Mutter nirgends erwähnt fin-

den. — Die selbe Erklärung ist auch auf den Fall anzuwenden, daß die durch Geistesgaben ausgezeichnete Mutter eines genialen Sohnes selbst keine geistreiche Mutter gehabt hätte; indem der Vater dieser ein Phlegmatikus gewesen."

Und an anderer Stelle: „Für die wirkliche Erblichkeit des Intellekts von der Mutter würde die Zahl der Belege viel größer seyn, als sie vorliegt, wenn nicht der Charakter und die Bestimmung des weiblichen Geschlechts es mit sich brächte, daß die Frauen von ihren Geistesfähigkeiten selten öffentliche Proben ablegen, daher solche nicht geschichtlich werden und zur Kunde der Nachwelt gelangen. Ueberdies können, wegen der durchweg schwächeren Beschaffenheit des weiblichen Geschlechts, diese Fähigkeiten selbst nie bei ihnen den Grad erreichen, bis zu welchem sie, unter günstigen Umständen, nachmals im Sohne gehen: in Hinsicht auf sie selbst aber haben wir ihre Leistungen in eben diesem Verhältniß höher anzuschlagen."

Ziehen wir hiezu noch in Betracht, wieviel Mühe Schopenhauer sich gegeben hat, historische Beispiele beizubringen und wie ausführlich er sie vor uns ausbreitet, ohne Besserwisserei und Eitelkeit, nur um einer Wahrheit zu dienen, deren Wichtigkeit er ebenso ahnte wie wir sie heute als sicher empfinden kraft intensiveren Brückenschlagens zurück in die Urheimat unserer Religion, so fühlen wir uns zwar nicht bestochen und überrumpelt, wie solches überweise Gelehrte uns vorwerfen, wohl aber sind wir geneigt, die Redlichkeit zu achten und dem von Schopenhauer als richtig Dargebotenen Glauben zu schenken. Ja, die erhaben lächelnden und die heftig abweisenden Gegner haben wir stark im Verdacht, daß sie zu jener

Kategorie der Vielzuvielgelehrten gehören, die zwar vom Vater großen Fleiß und stete Beharrlichkeit, von der Mutter aber keinen allzu hellen und zumindest keinen forschungsbereiten Geist empfangen haben, daß sie also allenfalls noch klug, nicht aber geistreich sind, sonst würden sie sich sagen: alle Gesetze der Wissenschaften mit Ausnahme der mathematischen und der logischen Grundgesetze beruhen lediglich auf Erfahrung. Warum sollte ein geistreicher Kopf nicht mit gleichem Geschicke aus den Experimenten in seiner geistigen Retorte mit Menschengeist und Menschenwollen exakte Indizienbeweise herausziehen, wie dies ein Energetiker tut mit den Kopulationsergebnissen seiner Frösche und Fröschinnen? Ist der Experimentierstoff auch komplizierter, so ist dafür der Geist des Experimentators eminenter und sein Wille geklärter. Hier liegt lediglich vor ein Unterschied des Grades, nicht aber ist hie Greifbares, dort Phantasterei. Daß wir inzwischen natürlich bemüht bleiben müssen, all das noch durch viel Zufälliges und Unerklärliches Beschwerte immer deutlicher, anschaulicher und greifbarer zu machen, das ist, wie überall und in jedem Winkelchen der Empirie, so auch hier ohne weiteres klar. Sind wir also mehr und mehr überzeugt von der Richtigkeit der Schopenhauerschen Grundsätze, so gilt es, nach naturwissenschaftlichen Formeln und Vereinfachungen zu suchen, die Naturwissenschaft zu bitten, hier mitzuhelfen im Dienste der Königin der Wissenschaften. Um hiezu anzureizen, will ich davon erzählen, wie und wo mir die Schopenhauerschen Richtlinien zu Gewißheiten geworden sind. Die Großstadt mit ihrer Verwischung der Abstammung, mit ihrer Zerstörung der Familienzusam-

menhänge ist zu solcher Forschung nicht der richtige Ort. Wir haben in der Stadt zwar viele Menschen beisammen, aber Menschen, die nicht zusammen gehören. Der Ort, diese Studien zu betreiben, ist das Dorf, und zwar das Dorf der Berge, das Dorf der Einzelgehöfte. In den Tiroler Bergen trägt nicht allein jeder Mann und jedes Kind den Namen des Hofes; die Frau behält ihren Mädchenhofnamen bei. Am allerdeutlichsten läßt sich das wahrnehmen in den Handwerkerfamilien, die als einzige engere Dorfbewohner in den Einzelgehöftdörfern aneinander gerückt um Kirche, Schule und Dorfplatz herum wohnen. Carbon, Vinzenz Carbon, hieß der Tischler, bei dem ich einmal längere Zeit hauste. Wer kannte ihn unter diesem Namen? Keiner! Er hieß durchs ganze Dorf der Miesnerzenz. Und seine Frau hieß die Malojermoidl. Ich wohnte also beim Miesnerzenz oder bei der Malojermoidl. So verstand es ein jeder. Der Miesnerzenz stammte vom Miesnerhof, und ging man zu diesem Hofe hinaus, so konnte man dort seine blonden und blauen Geschwister und Geschwisterkinder sehen; die Malojermoidl aber war Tochter des Malojers und war so schwarz und braun wie die Enkel und Neffen des Alten. Hell war sie im Geiste, und ihre Kinder lasen und schrieben und rechneten gut und sangen um die Wette. Drüben im Bäckerhaus war auch allezeit Musik; nun ja, die Bäckerfrau hieß ja die Malojerpaula, war Schwester der Moidl. Du lebst noch nicht vier Wochen im Dorfe und wenn du willst, kennst du sie alle auseinander. Mußt sie nur zur Kirche ziehen sehen aus den Höfen, alle immer beisammen, Brüder und Schwestern, Vater und Mutter; immer den gleichen Grad der Helligkeit des Blickes wie die

Mutter, immer den gleichen Grad der Kernigkeit des Wesens wie der Vater. Da ist lebendige Philosophie, die mehr überzeugt als alle Bücher.

Sie singen alle am Chore, die Mädchen! Nun ja, die Mutter sang auch. Sie schreiben alle wie gestochen und zeichnen feine Ostereier! Nun ja, die Mutter hat's auch getan! Sie stehlen alle und sind heimtückisch! Nun ja, der Alte saß schon öfters. Sie sind alle teuflisch jäh! Nun ja, hat der Alte nicht im Zorne den Bruder fast niedergeschlagen? Sie trinken alle und verjubeln ihr Hab und Gut! Nun ja, haben sie nicht den Großvater tot im Bach aufgelesen, wie er heimkam vom nächtlichen Gelage? — Es ist alles so durchsichtig klar, so eindeutig, es gibt keine Geheimnisse und keine Verwischungen in diesen Königsdörfern. Immer waren die Stampfeter blond und fürstlich und unnahbar und bedacht und schweigsam, die Zatzer hager und knorrig und funkelaugig und adlernasig, die Tanetzer rotbackig und schlau und voller Durst, die Lanziner edel und flink und lebhaft und schwarzlockig. Und immer gaben die Mütter den Geist hinein in diese ewig geprägten Willen.

„Es ist der selbe Charakter," sagt Schopenhauer, „also der selbe individuell bestimmte Wille, welcher in allen Deszendenten eines Stammes, vom Ahnherrn bis zum gegenwärtigen Stammhalter, lebt. Allein in jedem derselben ist ihm ein anderer Intellekt, also ein anderer Grad und eine andere Weise der Erkenntnis beigegeben. Dadurch nun stellt sich ihm, in jedem derselben, das Leben von einer andern Seite und in einem verschiedenen Lichte dar: er erhält eine neue Grundansicht davon, eine neue Belehrung."

Wer skeptisch ist, gehe in die Einsamkeit der Berge, schaue, lausche und lerne. Er wird als ein Bekehrter zurückkommen, oder doch als einer, der von der Naturwissenschaft fordert, daß sie mit diesem Probleme ernstlich sich befasse. Hat sie bisher in dieser Hinsicht noch gar nichts getan? Schopenhauer, der so emsig sein ganzes Leben lang mit den Entwickelungsgängen der Naturwissenschaft Schritt hielt, kann nur wenig uns beibringen: Er sagt uns, daß Burdach in seiner Physiologie als Erfahrungswissenschaft zu dem Ausspruche gedrängt wird: „Im ganzen genommen, hat das Männliche mehr Einfluß auf die Bestimmung des irritabeln Lebens, das Weibliche hingegen mehr auf die Sensibilität." Und er bringt uns eine schöne Stelle aus Linnés lateinischem Systema naturae (Tom. 1 p. 8) bei, die wir hier deutsch wiedergeben (nach Otto Weiß, Zitatenanhang zu Schop. W. 2): „Eine fruchtbare Mutter bringt vor der Zeugung einen lebenden, markartigen Grundriß des neuen Tieres hervor, welcher ihr durchaus gleicht und carina Malpighiana heißt, dem Federflaum der Pflanzen ähnlich: diesen gliedert nach der Zeugung das Herz sich an, um ihn in den Körper zu verzweigen. Denn der maßgebende Punkt im Ei, welches der Vogel bebrütet, zeigt zu Anfang ein zuckendes Herz und das Gehirn nebst Mark: dieses kleine Herz steht unter dem Einfluß der Kälte still, wird aber durch den warmen Hauch zur Bewegung angeregt und übt, mittelst einer Luftblase, die sich allmählich ausdehnt, auf die Flüssigkeiten einen Druck längs den Flüssigkeitskanälen aus. Der Punkt der Lebensfähigkeit in den lebenden Wesen ist gleichsam eine von der ersten Zeugung an fortgesetzte markartige Verzweigung des

Lebens; denn das Ei ist eine markartige Knospe in der Mutter, welche von Anbeginn an lebt, wenn auch das Eigenleben erst mit dem vom Vater stammenden Herzen beginnt."

Wer gibt uns noch ähnliches wie Linné?

Eine einsame Stimme hebt sich heraus aus dem Chaos der nur um ihrer selbst willen experimentierenden Naturwissenschaft des heutigen Tages: Wilhelm Roux gelang es im Jahr 1885, die „Richtung des künftigen Embryo im runden Ei durch die willkürlich gewählte Befruchtungsrichtung künstlich zu bestimmen; dabei ward erkannt, daß diejenige Seite des Eies, welche vom Samenkörper durchlaufen und dabei in sichtbarer Weise innerlich verändert wird, später stets zur Schwanzhälfte des Tieres wird, während die andere Eihälfte die Kopfhälfte des Abkömmlings produziert."

Ist das leises Echo zu Schopenhauer? Ja, vielleicht. Ist das alles? Fast stehen wir mutlos. Aber lächelt sie nicht schalkhaft durch ihren Schleier hindurch, die Königin der Wissenschaften? Hebt sie nicht an zu sprechen? Siehe, sie legt lächelnd ihren Finger aufs Mikroskop. Schläft die Naturwissenschaft? Sieht sie vor Bäumen den Wald nicht? Hat sie nicht längst, ohne zu wissen, den Beweis erbracht und die Möglichkeiten dazu bloßgelegt bei den Experimenten und Beobachtungen des Wachstums, der Zellteilung? Alles im Himmel und auf Erden ist Wille, Wille zum Leben. Blüte des Willens zum Leben ist Wille zum Erkennen, physische Möglichkeit des letzteren ist der Intellekt. Niedere Lebewesen, so lehrt die Naturwissenschaft, bestehen nur aus einer einzigen Zelle, höhere aus vielen. In allen höheren unterscheiden

wir in den Zellen Zellkern und Protoplasma. Wagen wir es einmal und nennen wir die Zelle Wille und die Blüte, die Potenz der Zelle ihren Kern, Wille zum Erkennen. In den niederen Lebewesen, bei deren Zeugung das Männliche und Weibliche nicht auseinandertritt und die Zelle sich selbst teilt ohne Anstoß von außen, ohne Befruchtung, ruht Träger des Willens und Träger des Erkennens, Zentrosom und Chromosom, in ein- und derselben Zelle. Es ist jene Stufe, die Schopenhauer mit den Worten charakterisiert: vom Intellekte zwar begleiteter, aber nicht geleiteter Wille. Ganz, ganz anders bei den höheren Lebewesen, denen, da zuerst dumpf tierisch, dann aber bewußt menschlich, der Wille zum Erkennenwollen aufleuchtet. Zentrosom und Chromosom, Wille und Intellekt, treten auseinander; in der Mutter ruht Talent und Nahrung, im Vater pulsiert der Wille. Der Vater trägt das Zentrosom, den Charakter, das Richtungskörperchen in die Mutterzelle und erst dann beginnt das Wachstum. Selige, jauchzende Bestätigung der gefühlten und auf größten Umwegen bewiesenen Wahrheit! Steigen wir hinab in das Geheimnis der Zeugung und verfolgen wir Schritt um Schritt den Gang der Entwickelung!

Ein männliches Samentierchen nähert sich dem weiblichen Ei, das stille ruht in Ergebenheit des Wartens. Wie sieht das Samentierchen aus? Ein Kopf, eirund, ein Leib, kugelrund, ein Schwanz. Vorneweg stößt der Kopf, der lebhafte Wille zum Erkennen, es eilt ihm drängend nach der Wille zum Leben, es folgt beiden das schlängelnde Schwänzchen, das Steuer.

Die kleine anrückende Dreiheit wird sofort vom Ei verspürt; es stößt eine kleine Ausstülpung aus sich heraus

und dem Samen entgegen, umfängt ihn, läßt ihn ein und schließt die Einbruchstelle. Gleichzeitig umrollt sich das ganze Ei blitzschnell mit einer Dotterhaut, denn nicht als einziges ist ja das erwählte Samentierchen auf das Ei losgestürmt; tausende und aber tausende seiner Brüder kamen mit ihm zugleich. Sie alle stoßen sich jetzt vergeblich am ehernen Ringe der Dotterhaut; kein Eingang mehr, nachdem der König das Brautzelt betreten. Warum ist dieser Eine erwählt unter allen? — Ist er der Stärkste? Bewirkt er selbst, durch Anziehung, die Ausstülpung? — Trifft er rein zufällig die e i n e Stelle, an der eine solche vielleicht nur möglich ist? Wählt das Ei unter seinen Bewerbern? Oder ist es nur willenlos ergeben? Mechanik? Vitalismus? Wunder über Wunder, Frage um Frage! —

Alles hat das kleine Samending nicht mit hinein genommen ins Ei; das Schwänzchen verlor es beim Einzuge. Es wäre ihm nun auch nur hinderlich, denn Dotterchen und Kügelchen, Kopf und Herz, haben nun jedes mit sich selbst genug zu tun. Zunächst beginnt zwischen den beiden Eindringlingen der uralte Kampf des Esau und Jakob, der Kampf ums Erstgeburtrecht. Die kleine Kugel, der Wille zum Leben, der hinter seinem vormarschierenden, stürmenden Dotterchen, dem Willen zum Erkennen, ins Ei seinen Einzug gehalten hat, drängt sich vor und macht Miene, an der Spitze marschieren zu wollen. Kleine Strahlarme wirft er heraus aus seinem Innern und fängt an, nach allen Richtungen um sich zu sprühen und zu strudeln und das ganze ruhende Ei in Aufruhr zu bringen. Das ist dem Dotter gar nicht recht. Hat der Dotter doch nur e i n e n Wunsch, ins Zentrum

zu kommen des weiblichen Eies, dorthin, wo seinem Erkennenswillen Verstehen entgegengebracht wird; es will zum Eikerne, jenem im tiefsten Innern des Eies verdichteten Elixier, das in einem feinen, adergeästeten Klümpchen wohnt; die Krone und Blüte des Willens und seine Essenz, der Geist. Nicht nur strebt der Dotter zu jenem Allerheiligsten mit allem Ungestüm des Hungerns nach Spiegelung; schön will er dorthin kommen, nicht klein und schmächtig, sondern ebenso groß und ebenso vollkommen will er sein, wann er Wand an Wand an den Zellkern anstößt, und darum prustet er sich und ballt in sich kleine Körperchen zusammen; Chromosome nennt sie die Wissenschaft. Und die fangen an, auf ihrem Wege zum Zentrum Eischleim zu trinken und größer und stärker zu werden und sich zu verzweigen zu feinem Adergeäst; aus dem Dotterchen wird ein Klümpchen und wie das nun beim Zellkern angelangt ist, ist es gleich groß, gleich schön und gleich geartet wie dieser; Wille zum Erkennen des Mannes und Fähigkeit zum Erkennen des Weibes; Erkenntnistrieb und Talent stoßen aneinander und grüßen sich.

Wo ist denn nun aber der kleine Zweitgeborene geblieben, der anfangs dem Willen zum Erkennen so energisch den Weg vertreten hatte? Er ist der geheimnisvollste Schelm, den man sich denken kann. Denn er ist es ja gewesen, der mit seinen Fangarmen unserm Dotter aus dem weiblichen Ei die Kräfte herbeigezogen hat zum Wachstume. So sehr hat er sich dabei angestrengt, daß er in zwei Hälften zersprungen ist, und die kreisen nun beide in sich selbst, sprühen und spritzen, sichten und ordnen; Wille zum Leben in der Arbeit seines Seins.

Sobald der kleine Schelm (nun als Zwillinge) sein erstes Werk vollbracht und den männlichen Zellkern schön herausgeputzt hat, gibt er Bahn frei und weicht nach beiden Seiten aus. Richtungskörperchen heißt's die Naturwissenschaft. Sie wandern kreiselnd und sprühend zu den Rändern des Eies, die beiden Richtungskörperchen und beleuchten wie zwei strahlende Sterne den Verlobungsmoment der Begrüßung der beiden gleichgearteten Zellkerne in der Mitte des Eies. Aber nur einen kurzen Augenblick der Freude gönnen die beiden unermüdlichen Sprühteufel den beiden zarten Geistgärtlein; unerbittlich ertönt kurz darauf ihr Kommando: Richt' euch! Wie ein Schreck zittert der Ruf durch das feine Adergeäst des Manneswillens zum Erkennen, und durch des Weibes Talent. Sie ballen und schüttern sich zusammen, stumm gehorsam dem Rufe des Willens zum Leben, die Aestchen der frohen Ausbreitung. Sie marschieren auf in Reih und Glied, in jedem Kerne zwölf Chromosomen, zwölf männliche Geistwillen, zwölf weibliche Geistgaben. Weiter als je und energischer als zuvor recken die Richtungskörper jedes zwölf Fangarme aus. Jedes zieht sechs Männerchen und sechs Weiberchen zu sich herüber. Der Augenblick der Geisthochzeit ist gekommen. Der Vorhang fällt. Das Ei spaltet sich. In den beiden Eiern wohnt in jedem ein Richtungskörperchen und ein Kern, die Verschmelzung von Vatergeist und Muttertalent nun in e i n e m Klümpchen. Sie verästeln sich zum ersten Male ineinander, sind nun ganz Eines geworden. Aber das unerbittliche Richtungskörperchen, der ewige Wille zum Leben, kommandiert aufs neue Fortgang. Wieder schüttern sich Chromosome zusammen,

wieder spaltet sich der Kern, und so fort ins Unendliche. So wie es die Richtung, der Wille, der Charakter des Vaters will. Er bestimmt die Zahl der Zellen und die Anordnung des Körperbaues; er kommandiert auch dem Geiste. Nur hängt er ab vom Vorhandenen. Er kann nur wollen, was sich ihm bietet. Er kann auch seinen Geistwillen nur soweit nähren und stillen, als das Weib in seiner Intellektkraft ihm hiezu Material darbietet. Ist das Talent des Weibes schwach und gering, so wird, wenn der Manneswille zum Erkennen stark war und sich ein großes, luftiges Gehirnhaus baute, in diesem Hause viel leeres Kammerwerk sein, viel romantisches Schwärmen, wenig klassische Zucht. Ist es stark und edel, das Talent des Weibes zur Erkenntnis, und umgekehrt Mannes Trieb hiezu schwach, so werden hinter einer niederen Stirn in zusammengeballtem Gehirn edler Geist und reine Gaben niedrige Pläne aushecken; Hochstapler und Verbrecher in all ihren Schattierungen treten uns vor Augen. Immer und überall, im großen Menschenleben ganz gleich wie in der winzig kleinen Urzelle, wiederholt sich das tiefernste Spiel des Lebens der Zweiheit Mann — Weib: der Mann trägt in das empfangende Gefäß hinein Richtung und Wille zum Erkennen: das Vaterwollen prägt sich aus im Sohne. Das Weib aber gibt den Grad der Klugheit, des Geistreichtums; es ermöglicht dem Willen zum Erkennen das Wachstum und der Richtung das Ausmaß.

Wir sind hier absichtlich in die Breite gegangen, denn unsere Freude ist groß, und wir wollen, daß diese große Freude ansteckte, und alle Mikroskopbegeisterten und Wissenshungrigen des heutigen Zeitalters über dies alles

nachsinnen, um mit uns sich zu freuen. Denn was uns in der Ureinheit der Zelle, in der Verteilung der männlichen und weiblichen Funktionen darinnen, heute durch physikalisches Experiment auf den Tisch gelegt wird, hat Schopenhauer richtig vorgefühlt. Lauter als einst darf er nun rufen; wichtiger und folgenschwerer werden seine Erkenntnisse:

„Warum war ein Joseph II. groß, warum waren ein Cardanus, ein Rousseau, ein d'Alembert, ein Buffon Leuchten des Geistes? Weil sie, wie überall nachgewiesen, geistvolle, hochbegabte Mütter hatten. Gleiches wissen wir von den Müttern Kants, Goethes, Schillers, Bürgers, Scotts." Tragen wir unsere eigenen Lebenserfahrungen hiezu herbei, so wird immer klarer sich ergeben: Wille zum Leben, das Primäre, und Wille zum Erkennen, das Sekundäre, vom Vater. Aber das Tertiäre, der Intellekt, die vom Gehirne abhängige Geistkraft, von der Mutter.

Sie wußten es wohl im instinktiven Urahnen, die ältesten Geschlechter. Sie hüteten streng die Gesetze der Kasten und Rassen, damit nicht edler, hoher Geist in Sklavenblut zum Chandala werde, zum Scheinflitter echten Geistlebens, und damit nicht stumpfer, dunkler Geist edles Blut um Schwungkraft und Adel brächte. Wie aber steht es hierinnen mit uns? Was sagt das alles uns, uns Menschen des Chaos? Uns Menschen mit dem großen Erlösungshunger und der großen Blindheit? Zweierlei: ein Frohes und ein Schmerzliches.

Alle Erlösung kommt vom Weibe; aber aller Weg zur Erlösung des Abendlandes ist tieffste Tragik.

Alle Erlösung kommt vom Weibe, ruft das Gebot zur Erlösung. Und fährt fort: zaudre und schwanke nicht

länger, wählender Mann, wenn du zwischen Zweien oder Dreien in Zweifel bist. Wähle unter ihnen die Frau reinsten Blutes und klarsten Geistes. Um sie zu erkennen, bringe deine Pläne und Gedanken, deine Arbeiten und dein Streben, die Fragen deines Berufes und die Probleme deiner Lebenstätigkeit und breite sie aus vor den Augen und dem Geiste der Geliebten und frage sie um Urteil und Rat. Es wird nicht schwer sein, festzustellen, wer am klarsten urteilt, am deutlichsten sieht. Und bringe deine Nöte und Sorgen, alle Verwickelungen und Kompliziertheiten mit, bringe Fremdes, Neues und siehe zu, ob du Teilnahme, Verstehen, Wunsch nach Aufhellung und Freude am Klären und Sichten wecken und finden kannst. Wo du sie am besten findest, gepaart mit klarem Urteile, da ist der reichste Geist, da greife zu. So spricht zum Manne das Gebot der Erlösung.

Es treibt ihn zu immer hellerem, immer feinerem Weibe, jagt ihn im Sehnen nach Selbsterkenntnis des Geschlechtes vielleicht in die Qual einer Ehe, in der das Weib dem Manne geistig überlegen ist. Und aus solcher Ehe springt mit Notwendigkeit Tragik.

Söhne und Töchter stehen auf aus solcher Vereinigung, die dem Vater Mene Tekel sind und Spiegel tiefster Scham und Reue über sein eigenes Sein, Söhne, stärker als er in Zucht und doch freier als er in Sitte, Söhne, die Kampf mit Leben und um Weib wagen, wofür er einst zu feige, Söhne, die sagen, siehe, das bist du nicht, aber das könntest du sein. Tragik des Abendlandes, erbitterter Kampf zwischen Vätern und Söhnen, Risse der Familie, Zermürbung der Glieder. Was Morgenlandes Fluch, muß Abendlandes Segen werden: Gift wird ver-

trieben durch Gegengift. Im Morgenlande ward Fluch die Verschmelzung der Brahmanin mit Bauer und Sklav; im Abendlande muß die Brahmanin diesen Dornenweg gehen und ein adliger Fremdling sein unter ihren derberen Kindern und mit ansehen das Leiden des geliebten Mannes im Gewissensspiegel der Nachkommen, um mitzuhelfen an der Sühne, an der Entschlackung des Geschlechtes. Friedlose Familie des Abendlandes! Mehr und mehr schwindet das Familienleben. Du willst es halten, retten, wiederbringen, zarte Fraue. Du kannst nicht. Es m u ß schwinden. Denn langsam muß Jeder von uns reif werden für die Einzelheit. Aber diese Tragik kann erträglich gemacht werden.

Es gibt keine Familienlampe mehr und kein Vorlesen und kein Plaudern in deinem Hause, das du selbst mitgebaut, Fraue? Das ist hart. Aber siehe, unerträglich ist, wenn ein Glied der Familie noch daran festhält in zehrender Sehnsucht. Dann fliehen die andern den runden Tisch. Und doch könnte das Schwere ertragbar gemacht werden. Der runde Tisch kann bleiben, und alle können bleiben um den runden Tisch, wenn rein schweigendes Gemeinschaftsgefühl alle beseelt. Der eine wird schreiben, der andere lesen, die Mutter näht und der Vater schaut sinnend blauem Rauche nach — das geht auch heute noch in e i n e m Raume, aber nur dann geht es heute noch, wenn alle schweigen, wenn alle froh schweigen. Liebe Mutter vom alten Schlage, füge dich. Fasse es. Begreife es. Schweige. Und freue dich der Gemeinsamkeit im Schweigen. Lächle, damit sie glauben, daß du froh bist. Sage nach zwei Stunden Schweigens zu den Deinen: das war heute ein schöner Abend. Sage es öfters. Nicht

nur heute. Langsam wird dein Kind vom Jugendbundabend fern bleiben, und dein Mann vom Stammtisch. Schaffet Frieden, atmet Liebe in schweigendem Verstehen, Mutter und Schwestern. Lasset die Tragik des Abendlandes nicht so furchtbar werden, daß wir alle daran zerbrechen. Ihr allein habt es in der Hand, ihr Frauen. Werdet hellsichtig, hellhörig und willenlos. Traget das in Würde, was ihr selbst euch auferlegt habt. Erfüllet jeden kleinsten Wunsch. Singet und spielet, wann ihr gebeten werdet, plaudert, wann man es heischt; schweiget immer, wann nichts von euch gefordert wird. Das geht nicht, Maschine sein? O ja, es geht. Es geht aus einem Herzen voll Liebe, voll Dienstfreude, voll Demut. Du bist ein Weib. Nur ein Weib. Du bist nicht für die Welt da, nicht für Gott, nicht für die Ewigkeit, sondern nur für diese arme, kleine Spanne Zeitlichkeit und für das köstlichste in ihr, für den Mann. Für deinen Mann. Den Mann deines Lebens.

So muß in allewege denken und fühlen die Frau, die schon sich gebunden hat, die mitten inne steht als Mutter in einem Familienleben. Soll aber auch die noch Freie willenlos sich fügen dem Wunsche des sie zur Ehe begehrenden Mannes? Auch dann, wenn ihr feineres und reineres Blut sich aufbäumt gegen seine niedrigere Art oder gegen sein unartikuliertes Sein? Muß sie seinem Schrei nach Söhnen, die besser und reiner sind als er, folgen und dienen? Oder muß sie auf ihre eigene Stimme hören und den Mann wählen, der höher oder gleich ist als sie? Muß sie die List gebrauchen, geistig sich höher zu zeigen als sie ist, um diesen, den Adeling, an sich zu ziehen? Schwere, ernste Frage!

Scheiden wir einmal Zeiten der Kraft eines Volkes und Zeiten der Schwäche. In Zeiten der aufsteigenden Vollkraft kann der Volkskörper Ehetragik dulden und durchleiden, ohne daran zu zerbrechen. In Zeiten wirtschaftlichen Aufstieges ist unglückliche Ehe erträglich zu machen durch die vielerlei Tröstungen und Sänftigungen, die Reichtum und Sorglosigkeit schaffen. Mannheit darf lossteuern auf das Ziel der Entschlackung, hin zur Selbsterkenntnis des Geschlechtes. Und Weib soll in solchen Zeiten gehorchen, dienen und diesen Aufstieg nicht hemmen. Anders aber in Zeichen der Schwäche. Nicht allein ist ohnehin in solchen Zeiten der Schrei zu sich selbst stärker und treibt Männer in Bindungen mit geistig sie überragenden Frauen weit häufiger als in den Zeiten der bequemen Unbesinnlichkeit eines „faulen" Friedens; nicht allein deshalb schon gilt es diesem Uebermaße des Erlösungshungers zu steuern — Zeiten der Schwäche fordern starke Nerven und frohe Herzen. Die können in den tragischen Bindungen mit feineren Müttern nicht sein. Deshalb ist es heiliges Gebot der Frauen in Zeiten der Not, *nicht* zu gehorchen der Manneswahl und *nicht* gegen ihr Empfinden blind in Erlösungsehen hineinzugehen, sondern ihr Herz *dem* Manne zu geben, der über ihnen steht. Und wenn sie den ungewöhnlichen Schritt gehen müssen, selbst zu werben und den Mann um die Ehe mit ihm zu bitten. Mann wirbt in Zeiten des Aufstieges, Weib in Zeiten des Abstieges. Weib muß in diesen schweren Zeiten Maß sein und dem Manne ein „ruhe dich aus" und „halte stille" auf dem stürmenden Wege der Erlösung zurufen.

Wie Wundränder sich entzünden und Wunden eitern durch den Uebereifer des zur Heilung herbeieilenden

Blutes, so eitert ein Volkskörper in Irrsinn und Perversität, dessen Männer durch Generationen hindurch Frauen weit höherer Geistigkeit wählten als sie selbst sie besitzen. In solchen Männern pulsiert uraltes Erberinnern an die Zeiten v o r dem Falle ihres Geschlechtes; zu rasch und jäh aber wollen sie sich retten. Wie ängstigt sich in ihren Söhnen die ganze zu rasch vergewaltigte Natur zu Tode! — Wie füllen sich Irrenhäuser und Idiotenanstalten! — Ja, hie und da weiß die Natur nicht mehr anders sich zu befreien, wenn ein Geschlecht zu wertvoll ihr ist, um in Irrsinn es versinken zu lassen, als daß sie sich in ihr Gegenteil verkehrt. So klein wird flehender Mann vor hohem Weibe, daß sein Charakter im Kinde stirbt und der Muttercharakter an seine Stelle tritt. Alles vertauscht sich in solchen Menschen solcher Eltern: Talente vom Vater, Wille von der Mutter; lesbische und platonische Liebe weset in ihnen; in ungeheurer Problematik ringen sie um sich selbst und stürzen sich nur dann nicht zu Tode, wenn sie einen Genialen oder einen Helden finden, dem sie dienen können, so sie Mann sind; eine Seherin oder Samariterin, so sie Weib sind.

Um vor solchen Verkrampfungen zu bewahren, muß heute das Weib mehr als je guten Willens werden, leidend oder werbend, beidemale ganz Demut, beidemale um der Erlösung der Geschlechter willen: maßvoll im Zielstreben den Mann erhaltend.

Der erste Zwischenruf

„Dominus vobiscum," ruft der Priester vom Altare. „Et cum spiritu tuo," antwortet im Chore die Gemeinde. Zwischenruf, Binderuf ist das. Ein Vergewissern, daß Priester und Gemeinde einander ver-

stehen, mit einander eng verbunden sind. Ein Gruß herüber und hinüber; ein Solidaritätserklären, ein Händeschütteln, ein Winken und Bekräftigen. Nötig ist solcher Zwischenruf immer wieder, und das desto mehr, je unergründlicher das Geheimnis wird, je weiter sich der Priester durch die enge Verschmelzung mit dem Mysterium vom Menschen in sich und damit auch von der Gemeinde entfernt. Denn Werkzeug ist er, nicht Schöpfer noch Gestalter. Wo Dunkel ist und Unklarheit, Zweifel und Wahn, da streitet das Menschliche wider das Göttliche, und die Brücken des Friedens, die Zwischenrufe, sind nötig, um den Streit zu sänftigen und den Fortgang der Handlung segensvoll zu gestalten.

Auch zwischen den Lesern und mir ist nun schon mancher Widerstreit, ganz so wie er in mir selbst ist zwischen mir als Mensch und zwischen mir als Stimme. Lassen wir den Menschen seine Zweifel und Bedenken aussprechen und lauschen wir dann den Stimmen der Klarheit und Reinheit, die Antwort geben.

Da ist eine gewichtige Stimme, die sagt: das alles ist Materialismus krassester Art. Die Frau nur für den Mann! Der Mann nur im Sohne! Wo bleibt ihre ewige Seele? Wie gefährlich sind solche leicht hingeworfenen Worte! Wer sie ernst nimmt, ohne stark zu sein, wird nur noch auf Eines denken und sinnen: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot, lasset uns murten und huren, denn unser ist nur die Welt. Die also sprechen, scheiden nicht zwischen den beiden Arten des philosophischen Materialismus, die ich die monistische und die dualistische nennen möchte. Zunächst einmal müssen wir uns darüber klar sein, daß der Materialismus

als wissenschaftliche Richtung etwas anderes ist, als der philosophische Materialismus. Der erstere ist die konsequenteste Weltbetrachtung, die es gibt. Sie ist nur mit einem Gebrechen behaftet, sie ist einseitig und muß durch den philosophischen Idealismus abgelöst und zum Aufgehen in ihm geführt werden. Was hiebei entsteht, ist der philosophisch-dualistische Materialismus, eine Weltanschauung, deren Essenz wir dann am besten erfassen werden, wann wir den monistischen Materialismus ins Reine gebracht haben werden. Der monistische Materialismus ist eine Tugendlehre, die sich auf das Gesetz der Einheit aller Wesen und der Gleichheit aller Menschen aufbaut. Er ist die Religion alternder Naturforscher jener Richtung, die auf dem Gebiete der Philosophie naturwissenschaftlert, künstlerische Neigungen in atavistischem Blute trägt und einen Rettungsanker sucht, der auf dem Gebiete der Moral nach umgestürzter Jehovalehre die Menschen vor dem Stranden bewahrt. — Eine Tugendlehre ist das, die jeden natürlichen, noch nicht verbognen Menschen als Phrasensammlung anmutet. Auf Grund der Alleinheit des Weltgebäudes, Lebens und Stoffes wird eine allgemeine Menschenliebe gepredigt, die Notwendigkeit zu gutem Werk, um vor sich selbst und den Andern in Ehren bestehen zu können, und damit bei der allgemeinen Verbrüderung der Einzelne zu seinem Bruderanteil komme. Kantische Moral, einst stoisch, später Ernst-Haeckel-gefärbt: immer ein- und dasselbe: ein weitschauender, verbrämter Egoismus, der aber eben durch seine Verbrämung mit allgemeinen Menschheitsbegriffen große Gefahren in sich birgt. Der Unedle verlachts, der Heuchler gibt es vor, und der Edle fühlt sich

abgestoßen, weil er mit Goethe denkt: Es widmet sich das Edelste dem Einen. Nur der Heilige versteht die Vorschriften zu allgemeiner Menschenliebe vollkommen; er aber braucht sie nicht, er lebt sie, weil er nicht anders kann. Für Alle außer ihm sind sie hemmend, für ihn unnötig: der monistische Materialismus ist also etwas, was besser nicht wäre, etwas, was überwunden werden muß. Und zwar: Gift durch Gegengift: durch den dualistischen Materialismus. Von diesem handelt und in seinem Geiste ist geschrieben das ganze vorliegende Buch.

Goethe spricht einmal vom ewigen Meistermanne, der „getrost den Einschlag wirft" in das von Ewigkeit angezettelte Meisterstück der ewigen Meisterin. Der Materialismus ist die ewige Meisterin, und der Idealismus wirft den Einschlag. Schauen wir einmal quer hindurch durch alle Zeiten und Räume, und werfen wir den Einschlag! Wir werden dabei sehen: nicht nur nach einer Richtung, immer „hinüber und herüber schießen die Schifflein" des ewigen Gewebes, dualistisch, nicht monistisch ist Urgrund des Seins: Stoff und Kraft, Asen und Wanen, Christ und Gemeinde, Mann und Weib. Ein Monismus als Weltanschauung erhebt zur Norm, was nur einzelnen Begnadeten werden kann, die Loslösung vom Dualismus, der unser Aller Schicksal ist, so lange überhaupt Materie sein wird.

Es war zuerst nur ein Adam. Aber Gott brach die Rippe heraus und schuf die Eva. Adam und Eva, Suchen und Fliehen, Kraft und Stoff, Ziel und Maß, so spiegelt sich Gott in und zu sich selbst. Und ist am Ende allen Kampfes, wann Eva wieder einverleibt ist dem Adam.

Es war, oben im Norden, zuerst nur die Kuh Audhumbla; die zeugende Liebe und nährende Mütterlichkeit zugleich. Beides war zuerst vereinigt und später getrennt und strebt danach, sich wieder in Eins zu finden.

Es waren zuerst die Götter. Da wesete Hede: Rausch, Gold und Liebe. Und Odin warf den Speer. Und siehe, es standen auf die Asen und die Wanen, Ziel und Maß, Kraft und Liebe, das Zerstörende und das Heilende. Sie bekriegten einander und tauschten Geiseln. Und zu den männlichen Asen kam ein Weib herein als Begleitung der wanischen Geisel, des Nyordr; Skaldi, seine Schwester und Fraue. Freyr und Freya entsprangen dem Geschwisterbunde; Freya, selbst noch hermaphrodit, teilt sich in Kindern und Kindeskindern zu Mann und Weib in zwei voneinander getrennte Leiber. Weib vergißt, daß es Rippe war; Maß, daß es Ziel, Stoff, daß er Kraft ist. Welt geht verloren, Christ ist geboren. Was tut Christ? Er tritt als Mittler zwischen Gott und die Welt und reißt dadurch beide weiter auseinander als je. Er schenkt dem Weibe eine eigene Seele und stellt es hoch und gleichberechtigt neben den Mann und entfernt es dadurch am weitesten von sich selbst. Nicht ist das zu beklagen oder zu bedauern, wie die tun, die gegen das Christentum kämpfen. Solche Spannung muß sein, solcher Umweg allein führt Rassen- und Kastenvermengte heim. Langsame Läuterung allein kann helfen, Aderlaß würde zur Verblutung führen. Es gibt kein Ueberspringen, gibt für uns nur einen Weg: vom Berge der Urheimat und Urreligion der Asen und Wanen über die groteske Spiegelung Indiens weg zum Christentum hin und über dessen Gottentzweiung hinüber der Rückweg in die verlorene

Heimat. Keinem kann gesagt werden, wo er steht und wie weit er in diesem Leben kommen mag. Jeder muß selber finden, was in seiner Kraft steht und wo es anfängt, über seine Kraft zu gehen und von wo es der Kraft des Sohnes anheimgestellt werden muß. Sünde ist nicht das Bleiben auf einer der Wanderstationen, Sünde ist sich selbst belügen und mehr sein wollen als man ist und vermag. Merksteine sind die verschiedenen Religionen, Hürden für die Menschen der verschiedenen Grade der Durchschauung.

Wer ganz umdunkelt, ganz vertiert, ganz schwach ist, bedarf der Peitsche und Zuchtrute äußerer Macht; er zittert vor Prügeln; die Bestie wird gebändigt durch rohe Gewalt. Wer etwas weniger vertiert ist, wird gehalten in der Furcht eines gepredigten Glaubens. Hölle und Fegfeuer schrecken d i e Seelen, die leise am Aufwachen sind aus dumpfer Tierheit, in welcher nicht einmal Furcht vor diesem zur Geltung kommt. Sie sind gut, weil sie zittern, und sie ertragen Leiden, weil sie hoffen auf einen Himmel voll Seligkeit. Wachere Seelen, eine Stufe höher, eine Stufe näher bei der ursprünglichen und nun verlorenen Gottreinheit und Gottrückkehr, sind gut und sind froh mit dem Glauben an eine Seelenwanderung. Nicht mehr bedürfen sie des Glaubens an den Himmel für die Seele und die Auferstehung des Fleisches für die Leiber; es genügt ihnen und es gibt ihnen Kraft zu Kampf und Reinheit, zu wissen, daß sie auf dieser Erde wiedergeboren werden zu neuem und immer neuem Entstehen und zu steter Läuterung. Aber während sie noch immer festhalten am Ich, an dem Gedanken: Ich komme wieder, ich werde wieder geboren, ich läutre mich, es ist

mein unvergänglicher Wille, der nur mit jedem Tode und jeder Neugeburt einen neuen Intellekt erhält; doch aber bin es Ich, Ich, so weiß die nächste Stufe, ohne daran zu zerbrechen und ohne dadurch schlecht zu werden: Nicht Ich, du gehst weiter. Du, mein Sohn. Was in meiner Todesstunde stirbt, stirbt wirklich und ganz und gar, geht vielleicht als Kraft und Energie in Wind und Wolken, in Pflanze und Gewässer, in Feuer und Erde, aber mein Ich ist nicht mehr. Lebt als Du in meinem Sohne und wird vielleicht von ihm weitergegeben an einen Enkel.

Und es kommt die Stufe der noch Reineren, der frohgemuten, der hellen Sonnenkinder. Deren Ich schreit nicht mehr nach dem Du im Sohne, es will in das Es zurück. Sie schweigen entweder und sind leuchtende, wandelnde Gottheit, oder sie jubeln und singen zu Bruder Sonne mit Mund und Augen und Händen und sind Heilige, oder sie ringen noch im Kampfe zwischen Sohn und Weisheit, dann sind sie Dichter, oder, tiefer unten, Maler, oder, tiefer unten, Musiker. In Musikern, Malern, Dichtern schon ist die Sehnsucht, das Weib als Rippe mit sich zu verschmelzen. Sie suchen nicht mehr das Weib der körperlichen, sondern das Weib der geistigen Liebe. Sie gebären schon selbst und suchen deshalb zeugendes Weib, sie stehen an den Schwellen der Unsterblichkeit und suchen deshalb nach der unsterblichen Geliebten. Der Heilige aber sucht schon nicht mehr. Er hat. Er hat die verlorene Hälfte des Platon schon in sich und jubelt dann auf, wann an den jungen Verwachsungsstellen der einverleibten Rippe der Wundschmerz wollüstig zieht. Der aber eingegangen ist ins große Schweigen, fühlt auch das nicht mehr.

Weib, was bist du? Hilfe auf vielen Stationen. Hilfe durch Demut und Beugen unters Ziel oder durch Demut und Aufdrängen des Maßes. Auf der vorletzten Station fängst du an Vorschmack zu empfangen dessen, was Mannes seliger Weg ist. Auf ihr mußt du leiden, indes du lebst und genießest, wo der Mann leidet: in der Gottferne der Sohnspiegelung. Wenn du aber das Höchste erlangst, reinen Herzens dich zu bescheiden darinnen, daß du, obgleich hungrig nach Weiterleben, liebst und stirbst, für immer vergehst ins Wesenlose, dann bist du, in diesem Entsagen, größer und heiliger als alles im Himmel und auf Erden. Es gibt nur ein Streben, das selig ist, für das Weib, und das heißt: wieder Rippe werden. Alles ihm Entgegengesetzte muß freilich sein: Frauenrechtlerei und Gleichberechtigungsschrei und Emanzipation; es muß sein für die, in denen dunkles Blut wandert. Um der Entmischung willen müssen Frauen aufstehen und schreien. Aber es ist nötig, daß wir alle wissen: das selige, erhabene Ziel ist das Einschmelzen des Weibes, das Vergehen, und anbetungswürdig der Mann, der gütig und linde gegen das Weib das Weib überwunden hat. Aus dieser Güte und Lindigkeit erwächst dann tiefstes Wunder: die Erhebung des Weibes zum Manne; die Verkündigung des vom Manne Geoffenbarten durch das Weib: Vala, Alruna... Seherin, Priesterin — seltene, wundersame Blüten am Baume des ewig quillenden Mannlebens, Freyagestalten; Spielarten einer tröstenden, verheißenden Natur.

Ist denn dann Weibes Leben, im allgemeinen geschaut, nicht trostlos, nicht haltlos? O nein! Im Gegenteil! Weib hat festestes, allgemeinstes Gebot und das

heißt: Mache es dem Manne so leicht als möglich, zu sich selbst zu kommen — — —

Eine andere Stimme wird ungeduldig! Die ruft: „Und die Töchter?“ Ja, bisher haben wir nur immer ersten Zwischenruf bedacht, die Frage: ist das, was hier verkündigt wird, nicht krasser Materialismus, um darauf die Antwort zu erhalten: Es ist Materialismus, aber nicht krasser. Nicht der totgeborene, monistische, der das, was der größten Heiligen und Weisen Alleinrecht, Alleinkraft ist, Menschen im All und als All zu lieben, vorwegnimmt und zum Gebote macht, sondern es ist der dualistische Materialismus, der spricht: durch die Zweiheit Mann-Weib zum Manne allein; durch die Zweiheit Ich-Du zum Ich im Es; durch den gesunden Egoismus zum gesunden Altruismus; kein Anempfinden, sondern Ichempfinden, kein Leben für die Allgemeinheit, bevor nicht dem Selbste Genüge geleistet worden ist, klarer Weg zu klarem Ziele — — — und nun ruft eine Stimme: „Und die Töchter? — Warum immer nur: der Sohn? Kann nicht auch in der Tochter der Mann sich spiegeln und erlösen? Und kann nicht doch vielleicht auch in der Tochter die Mutter ihre metaphysische Vollendung erleben und schauen?“ — Denken wir ein wenig nach! Das Weib vererbt den Intellekt, die Talente. Gewiß, je reinblütiger es ist, desto verfeinertere Talente wird es vererben; statt Musik Malerei, statt Malerei Dichtkunst, statt Pfiffigkeit Klugheit, statt Zählfähigkeit Denkfähigkeit. Aber kommt nicht dennoch in der Tochter alles auf den Vaterwillen an? — Ob das vererbte Talent auf einen reinen oder unreinen Willen stößt, das gibt den Ausschlag für seine Auswirkung. Ein ausgesprochenes Maltalent wird sich

bei edelmütigem Vaterblute zu Kunst, bei minder edelem zu Handwerk ausleben, bei niedrigem zu Charlatanerie. Was wird eine reine, schöne Klugheit in niedrigem Blute treiben? Sie wird Sehnsucht wecken nach der Fähigkeit, sie zu betätigen und wird das Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit ins Blut legen, wird so mittelbar zur Erlösung des Geschlechtes beitragen; unmittelbar aber, für die Spenderin des Talentes und der Klugheit, werden diese Gaben ohne Bedeutung bleiben, denn der alte ariogermanische Spruch bleibt ewig unverrückbar: Nicht erkennen kannst du den Erkenner des Erkennens. Keiner erkennt sich im Geiste, jeder nur in den Taten, zu denen der Geist die Motive geliefert hat. Darum die Mutter in den Kindern nur den Grad und die Helligkeit des Geistes, ihres eigenen Geistes, erkennt, den Grad dessen also, was erlöst; niemals aber den Grad des Willens, jener Essenz, die ewig ist und die erlöst werden *soll*, erlöst *wird*.

Sind denn Töchter dann nichts als ein notwendiges Uebel; ein Uebel, ein wenig größer als Söhne, Umweg zum Umwege? Hart klingt hierauf ein Ja. Unendlich gemildert wird es durch die Erkenntnis, daß das Weib durch sein Maß den Mann bewahrt vor dem Ungestüm seines Erlösungshungers, also als *Hilfe* ganz unentbehrlich ihm ist. Trotzdem aber bleibt bestehen: Mann direkt, Weib indirekt, am Wege zu Gott. Wären wir nicht vermengt und vermischt, wir könnten, jeder von uns, zurück zu Gott. Nun aber müssen wir durch Spiegelung dahin gelangen, direkt durch Söhne, indirekt, weil auch Söhne wieder Söhne, also Frauen, haben müssen, durch Töchter. Schön ist Aufgabe der Tochter auf letzter

Sprosse; Hüterin des Goldes! Je klüger und feiner eines Mannes Tochter, desto größeren Dienst tut dieser dem All; darum der Mann letzter Sprosse Tochter heischt von klügstem, geistreichstem Weibe, indes er einen Sohn nur in schwachen Stunden der Erdgebundenheit von erdhaft kräftigstem Weibe ersehnt — Sohn lebendiger Kraft, allumfassend in Muskelstärke, wie das Werk, das Buße tut an seiner Statt, allumfassend ist an Seelenkraft. — Leuchtet nun auf, warum der Mann niedriger Stufe die Tochter liebt, und, in ganz anderer Art, auch wieder der Mann höchster Stufe, indes der kraftvoll und bewußt bejahende der Mitte Söhne will und Töchter verschmäht? Und wird klar, warum Väter und Söhne auf letzten Sprossen in härtestem Kampf liegen? —

Noch eine Stimme? Eine Stimme zur Sache! „Dies heißt Männermesse," sagt die Stimme, „und doch werden so oft die Weiber hier angeredet? Die Weiberpredigt ist doch vorbei?" Männermesse! Meine lieben Schwestern! Die Messe gilt für alle! Aber ein Weib schreibt dies Buch. Und darum müssen die Männer eigens geladen werden: ach, es ist auch für euch, dies Buch, ihr Männer, ihr deutschen Männer. Für euch zu allererst, die ihr vor lauter deutscher Geradheit und Bärentreue am allerwenigsten das Weib versteht. Ihr, die ihr die Schopenhauerworte übers Weib in Weibergesellschaft verpönt, in Männergesellschaft beklatscht. Und sind doch diese Worte so ernst zu nehmen, so heilig: nicht bejahen bald und bald verneinen sollt ihr sie, sondern vor ihnen knien, euch dessen freuen, daß das Weib um euretwillen, ja um euretwillen, so ist wie es ist in all seiner erdgebundenen Schwäche und in all seiner himmelsehnsüchtigen Stärke.

Das Credo

Das Credo in unum deum, ich glaube an Einen Mann für viele Weiber: das Lob der Polygamie: Schopenhauers erster Glaubenssatz. Allbekannt ist er zwar, doch ist es gut, daß wir hier in seinem Zusammenhange ihn bringen, um dann erst über ihn gemeinsam nachzudenken:

„Die Europäischen Ehegesetze nehmen das Weib als Aequivalent des Mannes, gehn also von einer unrichtigen Voraussetzung aus. — In unserm monogamischen Welttheile heißt heirathen seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln. Jedoch als die Gesetze den Weibern gleiche Rechte mit den Männern einräumten, hätten sie ihnen auch eine männliche Vernunft verleihen sollen. Je mehr hingegen die Rechte und Ehren, welche die Gesetze dem Weibe zuerkennen, das natürliche Verhältniß desselben übersteigen, desto mehr verringern sie die Zahl der Weiber, die wirklich dieser Vergünstigungen theilhaft werden, und nehmen allen übrigen so viel von den naturgemäßen Rechten, als sie jenen darüber gegeben haben. Denn bei der widernatürlich vortheilhaften Stellung, welche die monogamische Einrichtung und die ihr beigegebenen Ehegesetze dem Weibe ertheilen, indem sie durchweg das Weib als das volle Aequivalent des Mannes betrachten, was es in keiner Hinsicht ist, tragen kluge und vorsichtige Männer sehr oft Bedenken, ein so großes Opfer zu bringen und auf ein so ungleiches Paktum einzugehn. Während daher bei den polygamischen Völkern jedes Weib Versorgung findet, ist bei den monogamischen die Zahl der verehelichten Frauen beschränkt und bleibt eine Unzahl stützeloser Weiber übrig, die in den höhern

Klassen als unnütze, alte Jungfern vegetiren, in den untern aber unangemessen schwerer Arbeit obliegen, oder auch Freudenmädchen werden, die ein so freuden-, wie ehrloses Leben führen, unter solchen Umständen aber zur Befriedigung des männlichen Geschlechtes nothwendig werden, daher als ein öffentlich anerkannter Stand auftreten, mit dem speciellen Zweck, jene vom Schicksal begünstigten Weiber, welche Männer gefunden haben, oder solche hoffen dürfen, vor Verführung zu bewahren. In London allein giebt es deren 80 000. Was sind denn diese Anderes, als bei der monogamischen Einrichtung auf das Fürchterlichste zu kurz gekommene Weiber, wirkliche Menschenopfer auf dem Altare der Monogamie? Alle hier erwähnten, in so schlechte Lage gesetzten Weiber sind die unausbleibliche Gegenrechnung zur Europäischen Dame, mit ihrer Prätension und Arroganz. Für das weibliche Geschlecht als e i n G a n z e s betrachtet, ist demnach die Polygamie eine wirkliche Wohltat. Andrerseits ist vernünftiger Weise nicht abzusehn, warum ein Mann, dessen Frau an einer chronischen Krankheit leidet, oder unfruchtbar bleibt, oder allmälig zu alt für ihn geworden ist, nicht eine zweite dazu nehmen sollte. Was den Mormonen so viele Konvertiten wirbt, scheint eben die Beseitigung der widernatürlichen Monogamie zu seyn. Zudem aber hat die Ertheilung unnatürlicher Rechte dem Weibe unnatürliche Pflichten aufgelegt, deren Verletzung sie jedoch unglücklich macht. Manchem Manne nämlich machen Standes- oder Vermögensrücksichten die Ehe, wenn nicht etwan glänzende Bedingungen sich daran knüpfen, unräthlich. Er wird alsdann wünschen, sich ein Weib, nach seiner Wahl, unter andern, ihr und der Kin-

der Loos sicher stellenden Bedingungen zu erwerben. Seien nun diese auch noch so billig, vernünftig und der Sache angemessen, und sie giebt nach, indem sie nicht auf den unverhältnißmäßigen Rechten, welche allein die Ehe gewährt, besteht; so wird sie, weil die Ehe die Basis der bürgerlichen Gesellschaft ist, dadurch in gewissem Grade ehrlos und hat ein trauriges Leben zu führen; weil ein Mal die menschliche Natur es mit sich bringt, daß wir auf die Meinung Anderer einen ihr völlig unangemessenen Werth legen. Giebt sie hingegen nicht nach; so läuft sie Gefahr, entweder einem ihr widerwärtigen Manne ehelich angehören zu müssen, oder als alte Jungfer zu vertrocknen: denn die Frist ihrer Unterbringbarkeit ist sehr kurz. In Hinsicht auf diese Seite unsrer monogamischen Einrichtung ist des Thomasius grundgelehrte Abhandlung de concubinatu höchst lesenswerth, indem man daraus ersieht, daß, unter allen gebildeten Völkern und zu allen Zeiten, bis auf die Lutherische Reformation herab, das Konkubinat eine erlaubte, ja, in gewissem Grade sogar gesetzlich anerkannte und von keiner Unehre begleitete Einrichtung gewesen ist, welche von dieser Stufe bloß durch die Lutherische Reformation herabgestoßen wurde, als welche hierin ein Mittel mehr zur Rechtfertigung der Ehe der Geistlichen erkannte; worauf denn die katholische Seite auch darin nicht hat zurückbleiben dürfen.

Ueber Polygamie ist gar nicht zu streiten, sondern sie ist als eine überall vorhandene Thatsache zu nehmen, deren bloße Regulirung die Aufgabe ist. Wo giebt es denn wirkliche Monogamisten? Wir Alle leben, wenigstens eine Zeit lang, meistens aber immer, in Polygamie. Da folglich jeder Mann viele

Weiber braucht, ist nichts gerechter, als daß ihm frei stehe, ja obliege, für viele Weiber zu sorgen. Dadurch wird auch das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt, als subordinirtes Wesen, zurückgeführt, und die Dame, dies Monstrum Europäischer Civilisation und christlich-germanischer Dummheit, mit ihren lächerlichen Ansprüchen auf Respekt und Verehrung, kommt aus der Welt, und es giebt nur noch Weiber, aber auch keine unglückliche Weiber mehr, von welchen jetzt Europa voll ist."

Ernst und heilig seien diese Worte? Knien sollten wir vor ihnen? Ich sehe Kopfschütteln und Achselzucken. Ernst und heilig nehmen und knien; das heißt noch nicht Unfehlbarkeitserklärungen abgeben. Es ist ein Fehler in diesen Worten. Ich weiß ihn wohl. Er heißt: „Jeder Mann braucht viele Weiber." Der diesen Satz schrieb und glaubte, hat ein großes Fragezeichen an einen Endpunkt seiner Philosophie gesetzt, da, wo die Erklärung ausbleibt für den Unterschied der Charaktere. Das große Fragezeichen und dieser Satz des Irrtums bedingen einander; die Frage beantworten heißt diesen Satz berichtigen. Abgesehen davon aber, was treibt Schopenhauer dazu, für die Polygamie einzutreten? Mitleid mit dem Weibe, und Gerechtigkeitssinn dem Manne gegenüber. Dieser beiden Empfindungen wollen wir uns freuen und Schopenhauer dafür danken. Tiefer, als er selbst es vielleicht wußte, hat er hier letzten Erkenntnissen an die Wurzel gerührt. Das unglückliche Weib! Erst im weiteren Verlaufe dieses Buches werden wir sehen, wie richtig er alles erkannte, wie viel nötiger das Weib die Liebe hat als der Mann, wie unbeschreiblich groß das „Unglück" der Ehelosigkeit für das Weib ist.

Der Wunsch des Mannes aber nach vielen Weibern; ist er nicht tiefster Ausdruck dessen, was wir bisher zu zeigen versucht haben: Ausdruck der Sehnsucht der Selbsterkenntnis? Maßlos ist der Mann, nur immer hinjagend zum Ziele. Rascher glaubt er zu seiner Erlösung zu kommen, wenn er sich spiegelt in vielen Weibern. Wenn Söhne und Töchter der verschiedensten Geistschattierungen seinem einen Willen Tönung und Plastik geben, glaubt er besser, klarer dies sein Wesen in seiner Einheitlichkeit erkennen zu können. Je reiner die Rasse ist, je bewußter die Sehnsucht nach dem Sohne, nicht nur nach dem Sohne als Helfer am Tagewerk im Sinne von Fron und Lebensmühe, sondern im Sinne von Selbstgestaltung und Selbstentfaltung, desto heftiger der Drang nach vielen Weibern. Hier steht der hohe Reine auf gleichem Boden mit dem armen, leeren, niedern, gelangweilten Lüstling, der nach Abwechselung greift aus der Oede seines Innern heraus. Innerhalb der drei Kasten des hohen Reinen aber: wie viel Mannigfaltigkeit! Und bei ihrer Vermischung: wie viel Anlaß zur Tragik!

Dunkel noch ist die Erkenntnis vom Wesen der Sohnspiegelung im Siedler, triebhaft zeugt er den Sohn. Geschlechtsgenuß ist ihm, dem mit der Erde in harter Arbeit Verschweißten Erholung, Bedürfnis nach Gegengewicht, Entspannung. Er bringt durch Ergießung den noch nicht müden Geist, der in hitzigen Bildern der Phantasie sich ergeht, indes die abgearbeiteten Glieder nach Ruhe verlangen, zum Schweigen, und durch die Entspannung wird ihm der erquickende Schlaf. Weib ist ihm Gefäß zu dieser Entspannung seines Selbst. Ob das Weib Echo gibt im Mitgenießen, ist dem körperlich

durch Ermüdung Stumpfen nicht merklich von Belang. Er verlangt Bereitwilligkeit zur ehelichen Pflicht vom Weibe. Das genügt ihm. Alter und Schönheit kommen für ihn weniger in Betracht. Er wird, wenn er Kinder hat, neben einer alternden Frau nur dann nach einer zweiten Ausschau halten, wenn irgend ein Leiden der Frau ihm den Beischlaf als solchen unmöglich macht. Es ist also des Siedlers Regel Einehe; ein Ueberheiraten selten und nur eintretend aus körperlichen Grunde.

Die zweite Kaste, der Krieger! Er lebte bei unsern Vorfahren in freier Ehe. Nicht gebunden an Haus und Hof, Weib und Kind, war es ihm leicht, in Kampf und Streit hinauszuziehen. Wo er ein Weib hinterließ, das einem Sohne das Leben gegeben hatte, war sein Bruder verpflichtet, für das Kind zu sorgen. Nicht eng verwurzelt mit der Erde ist der Krieger, nicht allabendlich bis aufs Aeußerste ermüdet von der schweren Arbeit wie der Werker. Kriegerleben hat sein auf und nieder, seine Zeiten der Ueberermattung und seine Zeiten der Rast. Es hat Zeiten todtrauriger Verluststimmung, Zeiten tolljubelnder Siegerstimmung. Für diese Trauer und diesen Jubel braucht der Krieger ein Echo. Er sucht und findet es im Weibe. Für ihn ist es nicht belanglos, ob ein Weib Echo gibt im Genusse oder nicht. Ohne dies Echo ist ihm der eigene Genuß nur halb, denn er sucht nicht allein Entspannung, er sucht auch Erhöhung seines eigenen Lustgefühles. Für ihn kann daher sehr wohl ein Weib zu alt sein, nicht mehr imstande, in jugendlicher Wildheit und Elastizität mit ihm zu schwingen und zu toben. Darum er wandern darf von Weib zu Weib, und immer wieder neue Mutter sich erwählen darf für jeden neuen Sohn.

Und nun die dritte Kaste, der Priester. Nicht mehr ermüdet durch körperliche Werkarbeit, auch nicht geistig hin- und hergepeitscht zwischen Trauer und Jubel, Furcht und Hoffnung: ausgeglichen, Hüter und Lenker der Seelen, Förderer geistiger Kräfte. Er bedarf des Weibes weder zur Entspannung noch zur Erhöhung seines Lebens; er bedarf seiner nur um des Sohnes willen; er liebt das Weib, weil es ihn liebt im Sohne. Das Weib muß also Sohngefäß für ihn sein. Nicht Samengefäß wie beim Siedler, nicht Lustgefäß wie beim Krieger, sondern Wiegenbett des leiblichen oder des geistigen Sohnes. Priester kann also Einehe aus zwei Gründen brechen und die erste Frau überheiraten: falls sie unfruchtbar ist, oder nicht mehr kräftig fruchtbar, oder außerdem, bei der gleichzeitigen Notwendigkeit geistiger Söhne, falls sie zänkisch, rechthaberisch, klatschsüchtig ist, also nicht ruhvoller Nährboden seiner geistigen Pflanzung.

Gehen wir nach Indien und forschen wir den dortigen Ehegesetzen nach, so finden wir heute noch dorten genau diese Vorschriften für die verschiedenen Kasten, wie sie sich dergestalt hinüber gerettet und versteinert haben aus der Ueberlieferung unserer nordischen Ahnen.

Was nun aber sagen diese Gebote und Gesetze uns? Sie sagen uns vieles, wenn wir uns richtig einstellen in unsere Welt als Kinder des Abendlandes. Rückblickend sehen wir: Das Leben der Kastenreinen ist ein Leben des Genusses und der Freude am eigenen Selbste. Es ist der Morgen der Menschheit, die Kindheit der Völker. Der Mensch wird im steten seligen Wiederkommen zum Gleichnisse seiner selbst, in vielen Generationen immer froher und sicherer seiner selbst, bekommt den Mut zu

sich, zum Leben, zum Sterben. Wird dies Spiel zur Mechanik, so kommt der Mittag der Menschheit; die schwerere Aufgabe, die Mischung, und der Versuch zu ihrer Entwirrung bricht dann herein, wann, am Abend, Besinnung eintritt und der Wunsch nach Klarheit.

Wir stehen nicht mehr in der seligen Kindheit, wir stehen auch nicht mehr im Höhepunkte der Mischung, wir stehen an der Schwelle des Abends. In jedem von uns weset Siedler, Krieger und Priester im verein, dazu noch der Künstler und ein Stücklein vom Heiligen. Und jeder von uns weiß und fühlt es im Blute, was das höchste wäre; jenseits von alledem und außerhalb des großen Gewirres zu stehen und frei zu sein von der Zweiheit. Darum jeder es als Schuld empfindet, wann er, in Irrung, nicht gleich das Weib fand und nahm, das seines Wesens Widerpart war. Aber wie sollte er? Hier eben liegt die Tragik. Ein jeder trägt in sich ein Stück Bauer und will Weib zu seiner Beglückung allein, ein jeder aber auch birgt in sich ein Stück Krieger und heischt jauchzendes Echo des Weibes, und in jedem pulst ein Stück Priester und will sich selbst rein und klar im Sohne. Und nicht das allein. Jeder von uns trägt in sich eine Sehnsucht, und wenn nicht dies, so doch ein leises Ahnen von dem, was höher ist als die drei Kasten, ein Ahnen von der Gottunseligkeit des Künstlers und der Gottseligkeit des Heiligen und der Göttlichkeit des Weisen, jeder von uns, mit Ausnahme der Sünder zum Tode, der Söhne jüdischer Mütter. Alle diese vielfältigen Ströme kreisen und wirren in uns und sehnen sich in uns nach dem großen stillen Meere der Einzelheit. Blitzt die Werkerwelle hoch auf im unruhigen Blute, so greift der Mann zu niedrigem

Weibe, wenn es nur bereit ist. Tragik, wann Ehe daraus wird, doppelte Tragik, wann ein Mann zum Ehebruch kommt, weil das eigene, herbe, adelige, jungfräulich-verschlossene Weib seiner stürmischen Werbung sich ekelt.

Rauscht die Kriegerwelle empor, so spielt und tändelt, jauchzt und tollt plötzlich geruhsamer Mann und bringt die Frau seines Lebens in Qual, seine Söhne und Töchter in Scham. Meldet sich das Priesterblut, so wird mit einem Schlage geliebtes Spielkind zum Vorwurf; plötzlich will der Mann sein Mene Tekel im Sohne, will nicht mehr den Sohn als Vaters Freude, sondern den Sohn als Vaters Leid. Er stößt die geliebten Kinder und das Weib, das in hingebender Güte sie ihm geboren hat, von sich und begiebt sich in neue Ehe mit unbarmherzig klügerem, strengerem Weibe — — wacht aber Künstlerblut auf, so wird gezerrt und gejagt von Weib zu Weib im steten Dilemma: Sohn oder Werk. Und ruft der Heilige aus der Tiefe wallenden Blutes, so wird erst alles erlebt und dann alles verlassen: Weib und Kind, Menschen und Welt. — In diesem Zerren und Drängen, in diesem Stoßen und Jagen mitten inne steht das Weib und weint. Was es lernen muß, ist lächeln und helfen, tragen und leiten. Denn unsere Not ist groß. Sind wir doch nicht allein kastenvermengt. Tiefer ist unser Dunkel. Wir sind auch rassevermengt. Und wir sind, das ist unser tiefstes Leid, durchsetzt von Rassen, die unseren ewigen Weg kaum verstehen und von einer ganz umdunkelten Rasse, deren wir töricht, unbegreiflich, kindisch erscheinen in unserem Streben nach der Einzelheit. Und wir, die Träumer, haben den Geistigen dieser Rasse alle Macht über unsere Seelen eingeräumt.

Rassenvermengung!

Drei Ströme sehe ich fließen, schwarz, gelb, weiß. Der weiße brodelt und kreist in sich in ewiger Schlangenwindung, ist See, ist Meer, ist Herz, ist Mitte: Europa. Von Süden her wälzt er sich heran, der schwarze Strom. Lockiges Haar, brünstige Lippen, platte Nasen, runde Augen. Am Mittelmeere macht er halt. Die feinsten, die mutigsten, die sehnsüchtigen der Neger ziehen hinüber und fluten hinein in den weißen Strom. Es entstehen die Falschen, die Walschen; es locken sich im verebbenden Strome die Haare der süddeutschen Rundköpfe — — heller, lichter, undurchsetzter ist's oben im Norden: blond und blau. Aber siehe, vom Osten her kommt die gelbe Welle. Brandet gegen die langen Berge. Uebersteigt die in ihren geisthellsten Trägern. Slaven entstehen aus der Vermengung, und unsere ostische Rasse ist letztes Wellengekräusel des gelben Stromes hinein in das weiße Meer. Schwer, schwer tragen wir und leiden wir an diesen Durchsetzungen. Theismus heißt die schwarze, Atheismus die gelbe Welle; Theismus, Blutmaterialismus; Atheismus, Geistmaterialismus; sie verdunkeln uns Fühlen und Denken und tragen in das Leid der Kastenvermischung den Schmerz der Irrungen und Wirrungen. Wir, die Gott selber sind, werden mit Götzen beglückt, die von den Skeptikern des gelben Verstandes uns wieder streitig gemacht werden. Wir glauben und wir philosophieren, statt wie einst zu wissen. Wir treten an das Problem Mann-Weib heran mit Moralmaßstäben des Südens oder Skeptikmaßstäben des Ostens; die schwarze Macht und die gelbe Macht zerstören das Reich des Lichtes. Aber nicht genug damit: es kommt

noch Schwereres; Renatus Ram hat den Gegensatz gekennzeichnet mit den beiden Lapidarworten: Godentum und Judaismus.

Weiß im Schwarzen: die Völker des Südens; Weiß im Gelben: die des Ostens. Verhängnisvoller als das: Weiß im Schwarzen und Gelben: unser Erbfeind im Westen, die Franzosen. Aber das Schrecklichste? Das andere? Das, was ewigen Tod bringt? — — Ahasver!

Am Oststrande des Mittelmeeres! Ungehemmt flutet durch die schmale Landenge am Roten Meere der schwarze Strom herein in das kleine Land, in dem wie ein aufgerichteter Phallus der Jordan in dem kleinen Hoden seines Mündungsmeeres landet. Und ungehemmt kommt von Asien herüber der gelbe Strom in dies gleiche kleine Land des Todes und Verderbens. Das Land, in dem Christ geboren ward in der Zeit der tiefsten Not, ist die Geburtsstätte der unseligsten Rasse der Welt, der Rasse der Sünde zum Tode, der Rasse, bastardiert aus Schwarz und Gelb. Qual, Schmach und Schande.

Aus dem Weißen kommt das Erlösende der Welt: Edelmut und Genie. Gelbe Einmischung erstickt Genie, schwarze erstickt Edelmut. Aber noch bleibt doch die Sehnsucht zu Beidem und das Ewig-Weibliche läutert von Schwarz und Gelb und kristallisiert das Weiße heraus zu Werk und Buße und Heiligkeit. Solches erleben wir bei den schwarz-weißen und gelb-weißen Mischungen.

Im schwarz-gelben Bastard aber ist weniger noch als das. Er ist Torso, Artefakt, Maske, Schale ohne Kern. In ihm ist nicht Edelmut, nicht Genie, noch Verstehen der Beiden, noch Sehnsucht danach — — — — — —

O tiefstes Leid! Verwandtschaft mit dem Weibe flammt herauf! Auch im Weibe ist nicht Edelmut, nicht Genie. Aber dem Himmel sei Dank! Es ruht in ihm beides latent und kann subakut gemacht werden durch die Liebe; im Juden aber ist chronisch die Abwesenheit von Genie und Edelmut. Und wenn er sich mischt mit uns? — Dann wacht er auf, durch weißen Weibes Blut, zur Erkenntnis seiner Ohnmacht, wird gebrochene Rasse, beginnt an sich zu leiden, schadet uns um ein Kleines weniger. Immer aber schafft er uns tiefstes Dunkel, am schrecklichsten dann, wann Germane eine Jüdin ehelicht und solcher Weise seinem Geschlechte den Spiegel zu sich selbst entreißt. Fluch über Fluch.

Sie sind unsere Rechtsanwälte und Aerzte, die Verführer unserer Frauen und Vergifter unserer Geister. Sie, die das Ringen des Mannes der Spaltung zwischen Sohn und Werk —, und nur er leidet in den Qualen eines Ehebruches Höllenpein und mit ihm seine Frauen — nie verstehen können, denn Edelmut, dies Doppelwort, das eben jene Spaltung kennzeichnet, geht ihnen ab, beraten die Frauen in Scheidung und verhöhnen ihre Männer. Sie lehren in der ewigen Daseinssicherheit unsere Weiber die Liebe und den Orgasmus und belächeln den blonden Buben, der tastet und irrt und sich vergreift und verträumt. Sie, die nicht wissen um den Kampf zwischen dem Mute zum Sohne und dem Adel zum Werke; um jenen Kentaur Edelmut im Blute der Heimkehrer, und die kein Ahnen haben von der Genialität des Geistes und Herzens im Künstler und im Heiligen, sie dozieren über die reinsten Bahnen zu letzter Schau an unseren Universitäten und plaudern darüber in unseren Zeitungen, sie,

die nicht wissen um die weiße Gottlosigkeit der Selbstvergottung, sondern nur um einen Gott Jehova, brünstig schwarz und eiskalt gelb zugleich, sie dozieren Theologie und Philosophie, Recht und Geschichte. Sie machen unsere Politik, unsere, die Politik der Wiedergeborenen, sie, die schwarz-gelben Bastarde, geben vor, uns zu reinigen von Schwarz und Gelb und haben nichts zu geben als Demokratie, Aufklärung, Entwickelung, Plattheit, Roheit, Nützlichkeit, Brunst ohne Heiligkeit, Phantasie ohne Genialität, Zahl ohne Symbol, Stoff ohne Kraft, Maß ohne Ziel.

Der Kampf gegen sie ist der heiligste und der wichtigste. Nicht in Zertreten und Totschlag darf und soll er geführt werden, sondern im Wecken der Erkenntnis, daß wir unseren Willen und Intellekt nicht führen und leiten lassen dürfen von einer Rasse, der die Blüten des Willens und Intellektes fehlen. Willst du Musik lernen von einem Gehörlosen? Malerei von einem Farbblinden? Aber du läßt dir die Seele deines Weibes erklären von einem Manne, um dessen Lippen der Zug der kalten Leichnamstarre gezeichnet ist seelenlosen Kusses, der nicht weckt zu Adel und Zucht, und du läßt dir die Seele deines Werkes erklären von einem Manne, in dessen Augen die Marmorkälte des Ungenialen, das puppenhaft Gläserne des Nur-Talentmannes wohnt. Leichen des Willens und Mumien des Intellektes wählst du zu deinen Führern. Wohl fühlst du hie und da Ekel vor der Rasse, die nur Maß ist und niemals Ziel. Aber du machst dich nicht frei von ihr in Geist und Willen. Und darum, knechtisch gebunden, fassest du nicht den Unterschied zwischen teuflischem und göttlichem Maß, zwischen den Maßworten der Juden und den Maßgeboten des Weibes.

Stimme will ich werden, Stimme all der Weiber, die ihren Männern von ihren Empfindungen sprechen und nicht verstanden werden.

Maß ist das Weib und sagt: es ist nicht so, daß jeder Mann viele Weiber braucht. Zwei Kräfte ruhen im Weibe, übermenschlich groß, die zeigen an, daß das Weib hierin Recht hat, denn die Natur gibt nichts ohne Grund. Sie heißen Eitelkeit und Herzeleid.

Wo niederer Mann in Langeweile nach vielen Weibern strebt, da steht sie auf, die weibliche Eitelkeit, und verwehrt es ihm mit allen Künsten und Listen.

Und wo hoher Mann in Sehnsucht nach Selbstspiegelung nach den Vielen greift, da steht das Herzeleid auf in des Weibes Seele und verstört ihn und zerbricht ihm sein Beginnen. Warum das? Weil die Natur das Weib dazu gesetzt hat, daß es Maß schaffe. Maß dem kranken Manne der Langeweile, Maß dem gesunden Manne der Verneinungseile. Das Weib, damit der Mann im Zielstürmen sich nicht zu Tode laufe, setzt dem Manne entgegen: du glaubst viele Weiber zu brauchen, aber überhaste dich nicht. Nimm dein Schicksal auf dich und erkenne dich in Einem Weibe und überlasse es deinem Sohne und Enkel, das Geschlecht langsam zu erlösen.

Man sagt, es sei bei allen Weibern nur Eitelkeit, wenn das Weib kein zweites Weib neben sich vertrage. Es ist nicht so. Untreue des Mannes trifft das reine Weib ins tiefste Mark seines Wesens. Weib empfindet es als seine Aufgabe, den Mann von der Untreue zurückzuhalten. Das will die Natur und darum gab sie dem Weibe die ungeheure Schmerzempfindung gegenüber der Untreue des Mannes. Auch hier aber wieder: die Kasten!

Untreue des Siedlers wird vom Siedlerweibe nicht so schwer empfunden wie die Untreue des Priesters vom Priesterweibe, trotzdem daß es, gleich diesem, die stete Gefährtin des Mannes ist. Dieses deshalb, weil sein Geschlechtserleben unartikulierter, seine Brunstzeit unbeschränkter, sein Reinlichkeitsgefühl weniger ausgeprägt ist. Und Kriegerweib leidet weniger an der Untreue des Mannes als Priesterweib, trotz starken Temperamentes und lebhaften Mitschwingens, weil es seltener Zeuge der Untreue des Mannes ist und weil es neben Zeiten der Ueberfülle Zeiten der Selbstgenügsamkeit kennt. Die Grade des Herzeleids steigern sich mit den Graden des Triebes des Mannes zu vielen Weibern um der Sohnspiegelung willen. Je geistiger der Mann, desto stärker dieser Trieb, je geistiger die Frau, desto heftiger ihr Herzeleid. So will es die Natur.

Hier, an diesem Punkte, setzt dann auch die Erklärung dafür ein, warum der Künstler so selten vom Weibe verstanden wird, und warum Sokrates von Plato erfaßt wurde und nicht vom Weibe. Wer schon ganz Werkezeuger geworden ist, sucht im Weibe die Gebärerin seiner geistigen Kinder. Für ihn ist Sinnenliebe kein Reales mehr, ist nur noch Spiel, Zier, ist feiner Genuß, ebenso weit entfernt von Kitzel oder Muß, wie der ruhvolle Schlürfer eines Mokka gleichweit entfernt ist vom verdurstenden, quellfindenden und hastig trinkenden Wanderer wie vom nimmersatten Säufer. Ist es aber einer Frau möglich, den Mokka des Sinnengenusses als Mokka zu schlürfen? So lange sie jung und stark und schön ist, nein. Denn ihre Natur und ihre Monatswenden binden sie an die Erde und an das Habenmüssen. Und wann

diese Zeit ihres Lebens vorüber ist, dann kann sie, wenn sie gesund ist, kein Echo mehr geben: Mokka ohne Duft; oder sie ist krank aus Ueberreiz und stößt den Mann ebenso ab, wie der Säufer den Schlürfer abstößt. Auch hier aber: Heilsplan der Welt. Durch die schwerste Entsagung zur Höhe. Wer aber will nun noch sagen, daß diese Welt nicht Leiden sei?! —

Aus dieser schwersten Tragik, aus der Künstlertragik heraus, müssen wir die Schopenhauerworte über das Weib verstehen. Er, der im Werke über sich selbst hinaus wuchs, empfand das Weib als das Herabziehende, Hemmende, Lähmende. Und vom Künstlerstandpunkte aus mit Recht. Dem Menschen aber, der in Söhnen zu sich selbst strebt, ist das Weib gesetzt zum Maß, zum heiligen Muß des Bleibens und langsamen Schreitens auf der Erde. Darum alle seine Schwächen, die Stärken sind in der Welt der Erscheinung.

Betrachten wir sie alle einzeln, fragen wir nach ihrem Warum und Wozu, nach Zweck und nach Ursache. Weniger Vernunft hat das Weib, als der Mann, sagt Schopenhauer. Das ist eine ganz unbestreitbare Tatsache. Frauen versagen stets im geistigen Kampfe mit Männern von gleichem Verstandesgrade, wenn das Kettenspiel logischer Verknüpfungen einsetzt. Ein deutliches Beispiel ist das Schachspiel. Soweit es mit dem Verstande gespielt werden kann, der anschauliche und anschaubare Schritt von Zug zu Zug, ist die Frau dem Manne ebenbürtig, ja, übertrifft ihn oft durch ihre Beweglichkeit im schnellen Umgruppieren der Pläne, durch Ausnützen unerwartet sich ergebender Situationen. Sobald aber der kluge Mann als Spielpartner „sich zusammennimmt“, d. h. mit der

Vernunft spielt, begrifflich, also abstrakt drei, vier Züge im voraus ausdenkt, wird unweigerlich jede, auch die klügste Frau, von ihm geschlagen. Denn wo das abstrakte logische Denken beginnt, ist es der Frau, als senkten sich Schleier vor dem inneren Auge herab, die jeden Durchblick zur Unmöglichkeit machen. Da ist ein Aufhören, ein absolutes Ende. Staunend hört die Frau, daß Männer jenseits dieses Schleiers klar sehen, einander verstehen, miteinander debattieren können. Ihr klingt es wie eine fremde Sprache oder wie Narretei, aber sie sagt sich mit der Prinzessin im Tasso: „Ich schweige gern, wenn kluge Männer reden und denke ihnen nach, wie sie es meinen."

Es ist jene Abwesenheit großer Vernunftstärke, die die Frau versagen läßt auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie, der Logik, der Mathematik; sie ist es, die das Weib ungeschickt macht zu weitschauendem Disponieren und klarer Zielsetzung. Wo immer ein Weib Großes geleistet hat auf abstraktem Gebiete, war es nur Dienst, Ausbreitung der Vernunftleistungen eines großen Mannes, Wiedergabe, nicht selbständige Arbeit. Dem Weibe fehlt die Beharrlichkeit des Blickes aufs Ziel, fehlt die Kraft, logische Funkenkränze in der dünnen Luft der Abstraktion am Leben und Atmen zu erhalten. Es ist als sträubte sich das Gehirn, als sei es zu schwach, zu wenig durchblutet.

Es ist leicht einzusehen, inwiefern dieser Mangel organisch bedingt ist. Das Weib verliert jeden Monat eine Menge Blut, die der Körper im Laufe von drei kurzen Wochen wieder ersetzen muß. Der Stoffwechsel, die Arbeit im Körperhaushalte, ist also im Weibe viel intensiver, viel mehr naturabhängig und erdgebunden, als

im Manne. Auch im Manne wechselt sich das Blut aus; auch er ist nach sieben Jahren stets wieder ein vollkommen Neuer, aber wieviel ruhiger, wieviel weniger gewaltsam vollzieht sich dieser Wechsel in ihm! — Sein Blut ist alt und weise und konservativ im Vergleiche zu dem stets neuen, stets unerfahrenen, demokratischen Blute des Weibes. Die im Gehirn kreisenden Blutkörperchen sind schon oft und oft in Mannes Geisteswerkstatt gewesen im steten Kreislaufe. Sie sind das Denken gewöhnt. Immer wieder neue Kolonnen, immer neuer Nachwuchs aber spaziert verwundert, neugierig, unerfahren als Weibes Blut durch das weibliche Gehirn. Und da der feinste Gegenpol des animalischen Lebens das geistige ist, so wird bei schärferer Inanspruchnahme des animalischen Lebens der Gegenpol am meisten zu kurz kommen; und das, je höher der Grad, desto deutlicher fühlbar; das Weib wird ein wenig schwächer sein als der Mann im Pflanzengeistigen, im Verstande; deutlich schwächer im Tiergeistigen, in der Vernunft, ganz schwach im eigentlich Menschgeistigen, im Instinkte: Edelmut und Genie, die beiden Kronleuchter des Instinktes, sind dem Weibe versagt, weil es nicht genug reifes Blut hat, um die tiefen Schatzkammern des Edelmenschlichen ausreichend zu speisen. Das Weib verblutet, um dem Manne den Sohn schenken zu können. Um stets ein frisches Ei in Bereitschaft zu haben zur Ernährung des Keimes, stößt es allmonatlich ein müdes Ei aus, das von trauernden Blutwellchen auf seinem Todeswege geleitet werden muß, Blutwellchen, die der Denkkraft entzogen werden.

Darum also ist Weibes Denkkraft schwächer. Und das ist gut so. Denn dadurch, daß das Weib immer den

zweiten Platz haben wird auf der Rangstufe geistiger Leistungen, wird Ziel nie erdrückt werden durch Maß, Gotik nie durch Klassizismus. Rühmen wir uns also ruhig unserer Schwachheit. Sie ist Stärke der Männer.

Und haben wir den Mut, auch jener Schwächen als Stärken uns zu rühmen, die Schopenhauer, der übers Weib hinausgeschrittene Denker, als Untugenden an uns rügt: rühmen wir uns unserer List und „Verstellungskunst“: wie anders sollten wir Himmelstürmer herabziehen auf die Erde, ohne daß sie solches merken? Und rühmen wir uns unserer „Eitelkeit und Arroganz“. Wir bewahren dadurch den Mann vor dem Türken in ihm und erhalten uns und der Welt den strebenden Gotiker. Und rühmen wir uns unserer „Subjektivität“! Ganz nur dem Kinde hingegeben, weil es der Mann ist, leben wir für ihn und nicht für die Welt. Und rühmen wir uns unserer „Feindschaft zu andern Weibern“. Unser Leben ruht und wirkt sich aus in der Liebe. Wer sie uns streitig macht, muß unser Feind sein. Wir sind Maß und wollen unser Gärtlein für uns. Das ist recht und gut. Und wir rühmen uns dessen, daß unsere „einzige ernstliche Beschäftigung die Liebe“ ist. Nur so dienen wir dem Manne mit unserer vollen Kraft.

Was für den Künstler gilt und den Denker, das gilt nicht für euch, Männer aus Alltag, Familie, Heim und Sonnenschein! Kniet vor Schopenhauer, weil er sich weiter durchgerungen und weil er tiefer als ihr entsagt hatte um des Dienstes an der Menschheit willen. Und stehet danach auf und liebet.

List und Verstellungskunst schießen nicht ins Kraut, Eitelkeit wird nicht lächerlich groß, Subjektivität nicht

Hysterie, und Frauenfeindschaft nicht Haß, wenn der Mann dem Weibe schenkt, was es braucht an Verstehen und Liebe. Dann, wenn der Mann dem Weibe wieder Dank weiß für seine Hilfe, Freudenspendung und Trost, dann, wenn er es weckt zur Liebe, schwindet alles dahin, was unschön ist am Weibe. Eitelkeit wird Stolz, List Schelmerei, Feindschaft Zucht, und auch der Körper des Weibes, den Schopenhauer tadelt, und mit Recht tadelt, wird untadelig durch die Liebe.

Schmalschultrig, breithüftig, kurzbeinig, niedrig gewachsen. Wir kennen sie, die Schopenhauerworte. Aber wir fragen: Warum denn ist das Weib so, wie Schopenhauer es zeichnet?

Weshalb schmalschultrig? Weil so viel Wunsch ohne Erfüllung. Weil kein frohes und befreites, geruhsames Atmen den Brustkasten weitet, sondern Sehnsucht und Ueberreiz stoßweise, kurz, ungenügend ihn atmen läßt. Und wie die Atmung, so ihr Haus, der Brustkorb. — Warum breithüftig? Weil gar so viel Befriedigungsstätte des Mannes ohne eigene schwingende, schleudernde, schmal und geschmeidig erhaltende Resonanz. — Warum kurzbeinig? Weil seit Generationen und Abergenerationen unbefriedigt, leibgesenkt, müde, schwer und breitbeinig schreitend in ungestillter, weher Erwartung. — Warum niedrig gewachsen? Weil da kein jauchzendes, elastisches Hochrecken ist, wo der Höhepunkt der Liebe nicht gekannt ist, und wo das ewige Warten darauf stolzes, zuchtvolles, gotisch gestrecktes Schreiten verwandelt in niedergepreßte Schultern, wiegenden Gang, schweres Treten, gesenkten Nacken. Habt ihr das Weib erfüllter Liebe gesehen, das seltene Eine unter den tausend Fri-

giden? Stolz schreitet sie, schlank und rank. Volle Schultern, pralle, kleine Brüste, schmalgehüftet, hochgeschäftet. Schöner ist sie als der Mann mit den überbreiten Schultern und überschmalen Lenden, den Lenden chronischer Verekelung, den Schultern des Austobens der natürlichen Triebe in künstlicher Ermüdung durch Turnen, Ringen und Schwimmen. Unschön ist schmalschultriges, breithüftiges Weib von heute; unschön ist schmalhüftiger, breitschultriger Mann von heute; schön ist glücklich befriedigtes Paar, so Mann, so Weib, geradlinig von oben bis unten: Mannesschultern nicht breiter als die Lenden; geschaffen zu zartem Umfangen, nicht zu tolpatschigem Erdrücken; Weibeshüften nicht breiter als seine Brust: geschaffen nicht zur Lust des Mannes, sondern zur Stillung des Weibes.

Und die europäische Dame, die schuld sein soll an der Prostitution? Heute ist die deutsche Frau billiger als Dienstboten, viel billiger als Prostitution. Hat die Prostitution aufgehört? Sie hat zugenommen, weil von Generation zu Generation die Männer hilfloser werden in der Liebe und die Frauen kleinmütiger. Der Grund der Prostitution liegt viel tiefer: das unerwachte Weib zu Hause treibt den Mann in die Arme des wissenden Freudenmädchens; er will der Liebe froh werden, darum geht er zur Dirne.

Und die Verschwendung der Weiber? Verschwendet erwachtes Weib? Nein. Verschwendung treibt nur die Frigide aus Kummer über ihre Empfindungslosigkeit, um sich zu betäuben, um den Mann durch Aeußerlichkeiten zu fesseln. Wohin wir blicken und welchen Vorwurf Schopenhauers wir immer herausgreifen mögen: alles wird hinfällig da, wo erwachte Liebe ist. Alles — bis auf die Unvernunft. Die bleibt, muß bleiben um der

organischen Mehrforderung willen an das Weib in animalischer Hinsicht. Darum der Mann eben Schützer und Freund und Helfer des Weibes sein soll da, wo es allein nicht durchfindet: in allem äußeren zielstrebigen Leben. — Und diese Unvernunft des Weibes, ist sie überall gleich? Sie hat Grade und ist da stärker, wo viel Blut verloren wird und da schwächer, wo wenig Blut fließt. Wer verliert das wenigste Blut? Das erwachte und beglückte Weib. Wer ist schuld also an der Unvernunft des Weibes? Der Mann. Sobald diese Unvernunft das erträgliche Maß überschreitet, hat der Mann an seine Brust zu schlagen. Er ist der Sünder. Und was ist das erträgliche, ja, das liebliche, erfreuliche Kleinmaß? Schopenhauer bekennt es ehrlich. Aus der geringeren Vernunft entspringt die sorglose Heiterkeit, die dem Manne so wohl tut, und die Fähigkeit zu gutem Rate für das Nächstliegende, die das schwerfällige, allzu weitsichtige Mannesdenken so trefflich ergänzt.

Sobald Leichtsinn einsetzt und Geschwätzigkeit, Unzuverlässigkeit und Unberechenbarkeit, Laune und Trotz, Herbe und Hysterie — — wer trägt die Schuld? Der Mann. Er hat es in seiner Macht, das Weib stark, froh, gesund und schön, oder schwach, traurig, krank und häßlich zu machen. Um das ganz zu verstehen, müssen wir ins innerste Heiligtum schreiten, ins Geheimnis der Liebe.

Der zweite Zwischenruf

Wenn die Messe „mit starkem Flügelschlage sich vom Boden hebt,“ wenn sie anschwillt und ansteigt zum Höhepunkte und wenn sie sich nähert dem großen Schweigen der Wandlung, da alles ins Knie sinkt und tiefgeneigt

wieder und wieder, dem Zeichen der Schellen folgend, sich bekreuzigt, dann ist kurz zuvor viel Bewegung und Leben, hin- und herflutend zwischen Priester und Chor. Als wolle der Priester sich vergewissern, daß er nicht allein sei mit dem unermeßlich großen, wonnevollen Wunder, als wolle er sicher sein, daß alle Herzen mit ihm und dem Höchsten im Takte schlagen, daß in jeder einzelnen Brust Schweigen ist, Tod aller Ichgedanken, nur noch das schwingende, klingende, hingegebene Leben des All, also ruft und fragt er und läßt es sich bekräftigen: wir sind e i n e s in Erwartung, wir sind alle stille und rein und leer und harren des großen Wunders.

Aus der Kette dieser Rufe vor Beginn des Sanktus hebt sich e i n e r heraus in besonderer Schönheit seiner Inbrunst: der Wechselruf: Sursum cordam. Habemus at Dominum. Erhebet eure Herzen, der Ruf des Priesters. Wir haben sie bei Gott, die Antwort des Chores.

Auch wir stehen vor dem Eintritte ins Allerheiligste, in das geheime Empfindungsleben des Weibes. Auch wir rufen einander zu: Sursum cordam. Bleibet alle ferne, lüsterne Blicke und bebende Lippen. Reiniget euch. Heiliget euch. Hier wird alles gesagt werden, offen und klar. Tretet herzu wie zu einer Aktstudie in der Werkstatt des Künstlers. Lasset alles Blut schweigen. Fasset nur mit dem Geiste. Hebet eure Herzen aus der Luft des Frivolen und Schlüpfrigen, des Reizenden und Anlockenden. Seid ganz Mitleid, ganz Ohr, Auge und Rede, lasset Riechen, Schmecken und Tasten. Es gibt auch ein Riechen mit Ohren, ein Schmecken mit der Rede, ein Tasten mit den Augen. Lasset auch das dahinten. Höret nur mit dem innern Ohre, schauet mit dem innern Auge,

trinket in Schweigen die Rede. Seid hingegeben und aufgeschlossen, hebet die Herzen.

Wir werden hineintreten in das Sanktus, mit den Herzen bei Gott. Ja und wahrhaftig, bei Gott. Wende dich nicht ab in Zorn und Entrüstung, eifriger Priester, drehe nicht den Rücken, kirchentreue Jungfrau, sprechet nicht: das ist Entheiligung, die Hochzeit der Liebe zu überschreiben mit dem heiligsten Worte, das die Kirche kennt, mit dem Sanktusrufe der Messe. Mit Bedacht und Vorsatz, nicht in Leichtsinn tun wir solches. Damit Stille sei und Reinheit und Schweigen im höchsten Grade, rufen wir bei der Verkündigung der Wandlung des Weibes die Erinnerung wach an die Wandlung in der Messe: kein unheiliger Gedanke sei nahe, kein Wellenschlagen des Blutes, kein Verhüllen und Erröten, nur Stille, Knien, Lauschen, Bekreuzigen, Schweigen.

Das Sanktus

Mein garten steht beruhigt heute / wie ein frommer dom.
An seinem saum / ein greises requiem / besänftigt sich der alte strom.
Und tief geheiligt lieben atmet über allen ehrwürdig schlafbeschwerten
bäumen /
Von tausend tränenblättern tropfet kühles, keusches träumen —
Im dunkeln laubgang wallest du — — —

Du, wie schwarzer zypressen still gewordne muttergottesruh /

Du bist
Ganz ohne alle mädchenhaft gelaunte hast — — —

In meinen betstuhl präge ich beseligt mich hinein /
Versenk' ich kniend meine ganze schwere last.
Mir ist
Die harten bretter segnen mich!
Ach / meine heißen tränen lieben dich —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie abendtau auf zarter kinder erstem lebensschein — —
Und auf den tränenblättern friert das keusche träumen
Im letzten tiefen atemholen über den verstummten bäumen —
— —

Abendlied des Namenlosen aus den Nächten der Liebe! Beseligt kann der Mann beten, beruhigt, geheiligt, weil das Weib in Frieden im tiefen Garten wandelt, ganz ohne alle mädchenhaft gelaunte Hast — — —

Die mädchenhaft gelaunte Hast! Sie ist es, die den Mann um Ruhe und Frieden bringt, die ihm Anreiz ist und Anklage zugleich, die das Weib immer Mittelpunkt sein läßt und ihn wegtreibt von sich selbst und von der Sorge um seine eigene Entfaltung. Die mädchenhaft gelaunte Hast! Warum fühlt er sich schuldig im Angesichte dieser Hast? Warum will, warum muß er sie stillen? Das Rätsel des Weibes, süß und quälend zugleich. Schon im alten Wotanliede spricht es die Edda aus:

Trau nicht dem Mägdlein am traulichen Ort,
Trau nicht des Weibes traulichem Wort,
Ihr Herz war geschaffen auf schwingendem Rad,
Wankelmuts Wohnung ist weibliche Wat.

Die mädchenhaft gelaunte Hast: das schwingende Rad. Hier ruht der Schlüssel zum Geheimnis: das Rad, das Recht. Heiligstes Wort unserer Ahnen ist Rita, das Recht. Indien schickt Echo herüber im Worte Ritu. Der Ritu des indischen Weibes, das Recht auf die Vollmondnacht.

Fremd klingt uns das alles, vergessen, versunken wie die Stadt Vineta. Aber wie hie und da die Glocken der Türme den Sonntagskindern der Seele heraufläuten aus dem tiefen Meeresgrunde, so wollen wir in tiefem, heiligem Schweigen lauschen auf die vereinzelten Klangsträhnen unseres Urglaubens und Urrechtes, wie sie her-

aufklingen aus Edden und Veden, wollen versuchen, zu einem harmonischen Akkorde sie zu fassen, um auf solchem Wege aus Chaos und Nacht uns zu erlösen.

Die Ritu-Nacht! Was ist das? —

In Indien ist es Sünde und Schuld, ein Weib, das nicht mehr Kind ist, innerhalb der vier Mondwochen ohne einen einzigen Beischlaf zu lassen. Wie ist das möglich im Lande der Askese? Wie stimmt solch Gebot zur Religion der Waldheiligen und Büßer, der Säulensteher, der Sonnenstarrer, der Handverdorrer? — Stärkste Bejahung neben höchster Verneinung? Nein, nur Recht und Gerechtigkeit einem Jeden. Und das Recht des Weibes heißt Empfängnis.

Die Zeit des Ritu, die Zeit des Vollmondes. Kurz vor Vollmond blutet das Weib. Das Leichenbegängnis der unbefruchteten Zelle. Dann kommt Vollmondnacht und Schweigen des Blutes. Stillung ist da und ein großes Harren. Noch sind die Kreuzspalten des inneren Mundes nicht verschlossen, lose nur legen sich die vier kleinen Lippen aneinander. Gesenkt sind die Röhren, schlaff die Mutterbänder; in Erwartung steht das Weib. Wird ihm in dieser Nacht Erfüllung der Sehnsucht und Trunk des Samens, so schließen sich die Lippen, so steigt die Mutter, es straffen sich die Bänder, jedes kleinste Blutgefäß zieht sich stolz und gesättigt in sich zusammen; elastisch ist am andern Morgen der Gang, leuchtend der Blick, prall die Haut. Das Weib hat empfangen. Sei es ein Kind, sei es nur Stillung, das bleibt sich gleich; das Organ hat am Tage der Empfängnis krampfartig sich verschlossen, hat sich hochgehoben und sich zusammengezogen, steht für drei Wochen in Kraft und Zucht,

befriedigt, gesättigt, sehnsuchtlos, glücklich; es hat seine Speisung gehabt, seinen Zweck erfüllt, sein Ziel erreicht, seine Schließmuskulatur zur gebotenen Aktion gebracht. Und das Weib, dessen Ritunacht ungenützt, widernatürlich verstreicht in ungestilltem Hunger? Es beginnt am nächsten Morgen aufs neue zu bluten. Hellrotes Blut kommt jetzt. Herzblut, sagt die besorgte Mutter. Kein dunkles Totengeleitblut mehr ist das; Kraftblut ist es aus innerstem Quell. Schwach wird das Weib, müde, apathisch nach den kraftvoll ersten Tagen. Langsam versiegt das Blut. Aber die immer offenen Lippen sehnen sich weiter. Senken sich. Geben weißen Milchsaft her, bouillonduftend, kräftig wie Saft aufsteigenden Frühlingbaumes. Weißes Blut, Kraftsaft fließt fort: Bleichsucht. Es ist Sünde, sagt der Inder, ein Weib, das nicht mehr Kind ist, ohne den Beischlaf zu lassen. Bleichsucht ist Sünde, Blutung ist Sünde, Hysterie ist Sünde, Sünde des Mannes.

Ritunacht, Vollmondnacht verstreichen lassen ohne Stillung zu geben, ist Schuld.

Was nun aber heißt Stillung? Stillung heißt, das Weib bis zum Höhepunkte des Genusses, bis zum Orgasmus, bringen. Und wie nun äußert sich der Orgasmus?

So ungeheuer, so entsetzlich weit haben wir uns von uns selbst entfernt, daß wir um all dies Schlicht-Natürliche nicht mehr wissen. Wir haben vergessen, was Unterschied ist zwischen Mann und Weib: der Mann ist frei, ist nicht mehr naturgebunden, er hat jederzeit Kraft zur Liebe und kann darum auch jederzeit ganz entsagen. Der Mann bedarf der Liebe nicht. Nur Ueberreiz kann solche Behauptung aufstellen. Anders das Weib. Eng

verkettet durch die monatliche Reinigung mit der Natur, bedarf es allmonatlich, nach Schluß der Reinigung, der Stillung, des Verschlusses durch das Trinken des männlichen Elixiers durch den Schoß. Wo nicht, wird diese Reinigung zur Krankheit, zum Hinwelken. Das Weib braucht die Liebe, braucht den Mann. Nur dann aber ist das Trinken Stillung der fließenden Säfte, wenn das Weib bis zu Ende kommt, bis zum Schlucken. Bleibt es nur beim Nippen, bleibt es gar nur beim Ahnen, so ist doppelt und dreifach Leid geschaffen; das Weib blutet und strömt dann nicht allein ins Endlose aus Sehnsucht, sondern zudem aus Ueberreiz, aus Verkrampfung, aus Aufpeitschung, aus Gier und Verwirrung.

Entsetzliches Bild des Chaos, Trauer über Trauer, Leid ohne Ende. Ist kein Weg aus alledem? O doch, der Weg der Erkenntnis vom Genusse des Weibes.

Drei Stationen hat der Genuß des Weibes. Ein schmerzendes, unruhvolles Sehnen und Wünschen, ein Atemanhalten und Beklommensein, das ist die erste Station. Wie ein befreites Aufatmen geht es durch den Leib des Weibes, wenn es eintritt in die zweite Station. Die Gefäße schwellen und beben, auf und nieder geht der innere Mund, drei-, vier-, fünfmal. Der Lustsaft spritzt der kommenden Empfängnis entgegen. Dem Weibe ist, als sei es emporgehoben, hoch in die Wolken. Es hat keine Schwere mehr, es schwebt; es fühlt keinen Stoß mehr, nur noch Wiegen und Wallen. In seliger Schwingung ist es, das quälende und marternde der Erwartung hat glückvollem Rausche, einem wohligen Dehnen und Kreisen, Platz gemacht. Jauchzend weiß das Weib im tiefsten Innern, daß noch seligeres kommt als dies

willenlose Hingegebensein, dieser Rausch, diese Lust; daß die dritte Station kommt, die Wonne der Empfängnis. Aber diese Wonne ist kurz und deshalb möchte das Weib nicht loslassen das Glück der zweiten Station, ist taub fast gegen die Bitten des zu lange schon mit zusammen gebissenen Zähnen beherrschten Mannes, der fleht: gib dich, komm! — Eigensinnig ist das Weib in seinem Genuße; erst im Augenblick, der stärker ist als aller Wille, ergibt es sich in sein Schicksal, betritt es die dritte Station. Gurgelnden Laut stößt es nun aus, nicht mehr den singenden der Wonne: elektrischer Schlag fährt durchs Rückgrat; ihm ist in diesem Augenblicke, als drehe sich das Rückenmark zur Spirale, als stehe alles Blut still in allen Gefäßen; der Wonnekrampf ist da. Es trinkt und saugt und schleudert mit der ungeheuern Kraft wollüstigen Leibes den Mann mit einem einzigen Krampfzucken aus dem Tempel der Freude. Die Lippen schließen sich, die Mutter hebt sich, das Beben der Scheide verebbt in schluchzenden Zuckungen, die Empfängnis der Stillung hat stattgefunden, das Weib ist befriedigt, das Blut aller Gefäße wendet sich und geht nach außen. Warm ist das Weib nun bis in die äußersten Fingerspitzen, durchblutet, gesättigt, ausgeglichen, beruhigt.

Im Höhepunkte aber, da es, ganz aufgelöst im All, empfängt, ist das Weib zum ersten Male: ewig. Hier, in dieser kurzen Sekunde, ist es genial und edelmütig zugleich. Hier erlebt es seine Wandlung; aus dem schlafenden Weibe wird das erwachte, das Weib wird für einen Monat gütig, vernünftig, gerecht, demütig, hingegeben, wissend und weise. Solches Weib jagt keinen Mann in Daseinskampf, um ihm das Schönste und

Reichste zur Stillung der Sehnsucht zu schaffen an Schmuck und Gewändern, solches Weib hascht nicht nach Zerstreuung, nicht nach Gelehrsamkeit, solches Weib verschuldet keinen Konkurrenzkampf, keinen Klassenhaß, keinen Rassenstreit, keinen Weltkrieg. Es ist satt und froh und stark.

Das beglückte Weib.

Wo ist es zu finden? Fragen wir, suchen wir, forschen wir. Wo auf Erden ist dies Himmelsbild? Wo ist diese Harmonie? Unter hundert Ehefrauen eine, die die zweite Station kennt, unter tausend eine, die den Orgasmus erlebt hat. Es ist nicht Phantasie, es ist Wirklichkeit, es ist grausige, blutige Wahrheit.

Voll sind Himmel und Erde vom Leid des Weibes. Mit 13 Jahren wird bei uns das Weib reif zur Liebe. Wieviele unserer Mädchen erleben beim ersten Ritu schon Stillung? Keines. Wieviele nach zwölf, nach vierundzwanzig, nach sechsunddreißig Reinigungen? Kaum eine. Schon beginnt Unnatur Herrschaft anzutreten. Mehr Blut fließt als sollte. Mehr Sehnsucht wird wach als gut ist. Wie jung auch ein Mädchen in die Ehe tritt, mit Achtzehn, mit Zwanzig, schon sind viele Reinigungen naturwidrig verlaufen. Ohne ihren gerechten Beschluß. Schon ist Müdigkeit da, Stumpfheit, ein Ueberreiz. Schon ist Empfinden eingeschlafen, abgestorben. Schon ist es schwer, solch Weib zu wecken. Schon bedarf es künstlicher Mittel, des Reibens, des Kitzelns, des erhitzenden Getränkes. Alles Dinge, die das reine Mädchen im Tiefsten abstoßen. Und mit Recht. Denn es war gesund und ist nun durch langes Warten krank. Kann es dafür? Ist das seine Schuld? — Dem kranken

Körper tut jede Berührung weh, jede erzeugt Ekel und Abscheu. Noch mehr nach innen eilt verschüchtertes Blut, noch kälter wird die Haut, noch unempfindlicher das ganze, verängstigte Menschenkind.

Und wie steht es mit dem nicht mehr jungen Mädchen? Es lebt in chronischem Ueberreiz oder in der Hast einer Arbeit oder in der apathischen Müdigkeit einer Entsagung. Und lebt noch glücklicher als der Großteil der Ehefrauen, die, nie erwacht, die eheliche Pflicht als eine Strafe und Schmach empfinden oder die, ewig nur bis zur zweiten Station aufgepeitscht, in stetem, unstillbarem sexuellem Ueberreize leben; die ersteren, dem Manne ewiger Vorwurf und er steter Pantoffelheld; die letzteren, dem Manne stete Qual und er ewiger Pascha.

Und das alles, weil das Weib, weil es sich überwartet und überfreut und übersehnt hat, so lange nicht zum Orgasmus kommt, indes der Mann, zermürbt durch den Daseinskampf und zuchtlos geworden durch Gleichgültigkeit und Echolosigkeit des Weibes, zu rasch zu seinem Höhepunkte kommt und das Weib verläßt, ehe dieses zur Ruhe gekommen ist.

So ferne sind wir von uns selbst, daß heute kaum ein Weib über sich selbst Bescheid weiß. Manches lebt Jahrzehnte in scheinbar glücklicher Ehe und glaubt sich wach, und ein frivoler Hausfreund kommt und weckt die Schlafende. Und so weit sind wir von der Natur des Menschseins weg, daß mancher Liebe suchende Mann niemals ein Weib findet, das im Krampfe ihn von sich wirft, gleichzeitig ihn haltend, fassend, pressend.

Und so steigt es auf vor uns, das uferlose, grauenhafte Meer der Perversitäten, die im Grunde und letzten Endes

keine sind. Das Freudenhaus mit allen raffiniertesten Spielen der Liebe steht vor uns auf. In Zeiten der Kastensonderung war das Freudenmädchen ein Weib für sich, ein Weib, das Lust hatte am Wechsel der Geliebten, das nicht Mutter sein wollte, sondern nur Spielzeug der Liebe. Das Freudenmädchen von damals mit dem Liebhaber auf Zeit und das Freudenmädchen von heute, die Prostituierte, die fünfzehn-, zwanzigmal hintereinander sich hingeben muß: Welt der Freude neben Welt des Leides. Ehemals heitere Spielart der Natur, heute mechanisches Werkzeug im Dienste überreizter oder seelisch leidender Männer! Und heute, in der Zeit der Kastenvermengung, glimmt unter hundert Freudenmädchen in neunundneunzig ein Funke Brahmanenblut, in ihnen allen also die tiefe Sehnsucht nach der einen großen Befriedigung in der Vollmondnacht und darnach der Wunsch nach Ruhe, Reifen, Gestaltung. Er ist übertönt, dieser tiefe Wunsch, vom Rausche des gewohnten Ueberreizes, er ist ungeahnt in den Vielen, die nur die zweite Station kennen und die in der selbstlosesten Hingabe alle Phantasie und Spielkraft verschwenden, den Mann zu beglücken, ohne jemals satt zu werden. Blaß und zart und fein und pfirsichfarben überhaucht wird die Haut dieser viel zu viel Gebrauchten, die nichts mehr empfinden, bei denen keine trunkenen Blutwellen mehr nach erfolgtem Orgasmus nach den äußeren Wänden des Körpers drängen, ihn wollüstig zu zersprengen. Hurenhaut nennen wir fühllos diese feine, schöne Alabasterhaut, an der wir sie erkennen, die Kinder der Straße und des Marktes, diese kranke Haut der Uebersättigung. Besser wäre, sie zu kennen an der hilflosen Güte ihrer Augen,

an der Spendebereitschaft ihrer bleichen Hände. Geht in die Kliniken und sehet sie. Eine von ihnen ist irrsinnig geworden in ihrem Weh, und tagaus tagein kommen alle Schwestern des Freudenhauses, die eine zu besuchen und den Verdienst der Nächte, umgesetzt in Früchte und Gebäck, Bücher und Schelmereien ihr zu bringen. Gehet und lernet von ihnen, den Perversen. Weil sie nicht rechtzeitig zu Fülle und Stillung kamen, weil sie durch gewissenlose Männer aufgepeitscht wurden, kamen sie auf die Bahn des Ueberreizes und sind nun tot, tot für Liebe und Leben.

Und die, die Mädchen zu Mädchen, lieben? Perversität? Krankheit? Fraget sie doch! Sie haben meist den Orgasmus nie gekannt. Sie waren Spielzeug perverser Männer, die ihr Menstrualblut tranken, die Kanäle ihres Leibes zur Wollust mißbrauchten, sie bis zum Irrsinn erregten, ohne sie zu sättigen. Der männlichen Spielerei satt, beginnen sie das Spiel mit Weibern. Perversität? O nein, nur Langeweile, Oede, Verzweiflung, unerlöste Kindlichkeit, Spieltrieb, ungestillte Sehnsucht. Gebt ihnen allen das Natürliche, und keine verlangt mehr nach dem Künstlichen.

Und die perversen Männer? Wie viele von ihnen sind nur verzweifelt, weil sie kein gesundes Weib fanden, das ihnen Echo gab und statt dessen unersättliche Ueberreizte, die sie bis zur Erschöpfung auspumpten im extatischen, nimmermüden, überreizten Spiele der Nächte?

Perversität! Wenn ihr es schon so nennen wollt, müßt ihr auch Trinken und Rauchen, Sport und Tanz, Athletik und Sammlerwut, Verschwendung und Geiz Perversität nennen. Alles aber kommt aus dem Einen,

aus der versunkenen Stadt des einst wachen, nun schlafenden, toten Weibes.

Sie ist versunken, diese Stadt, im Kastenchaos. Werkerweib wird satt am Kitzel, Kriegerweib lustvoll im Wiegen und Schweben, Priesterweib, das den individuellen Sohn individuellen Mannes gebären soll, bedarf tiefsten Erlebens; nicht Phantasma, nicht Rausch; Erfüllung. Nun alles gemischt, bebt in jedem Weibe dunkel der Wunsch nach dem Letzten, ruft in jedem Manne dunkel die Sehnsucht nach Echo seiner Genialität und seines Edelmutes. In jedem Indogermanen ruft sie und harrt sie und wird des Lebens nicht froh, ohne glückhaft beseligtes Weib zu sehen und zu fühlen. Nicht aber ruft sie im Manne der schwarz-gelben Bastardierung, im Juden. Er will sich sättigen und sein Weib will ihn sättigen. Nicht Gottsehnen, nur Menschsehnen liegt in ihm. Darum ist er im Dunkel unserer Fremdheit das Fremdeste. Er trägt in das Liebeserleben Glut der Phantasie oder Berechnung des Geistes hinein, er bengalisiert oder stilisiert die Liebe und weiter noch werden wir abgetrieben vom Ufer der Urheimat als je zuvor. Solange unsere Frauenärzte Juden sind, solange Juden Bücher schreiben über Geschlechtsleben, Perversität und Hysterie, solange wird das nicht anders werden. Wir werden durch den undurchdringlichen Schleier der Verschandelung und Vermengung das Weib nicht sehen, wie es ist, und weiter wird das Weib weinen.

Weinen? Nein, sondern es wird aufstehen und seine Befreiung in die Hand nehmen.

Nicht indem es revoltiert, Sitten und Bräuche umstößt. Sondern indem es sich verstehen lernt und den Mann lehrt, was Liebe ist.

Wir leben im Abendlande, im Lande, das hinstrebt zu der Erlösung vom Selbste. Nicht heißt unser Weg Bejahung, sondern Verneinung. Wir können nicht Gesetze ändern und für unsere erwachten Mädchen das Glück der Liebe fordern. Aber wir können, erwacht zur Erkenntnis, tiefes Mitleid fühlen mit den unerweckten Frauen; wir können Leid im Herzen tragen ob der Tragik unserer Tage, ob der Unabänderlichkeit unseres Geschickes. Wir können das Wort Hysterie streichen aus unserer Sprache, das Wort, das Faustschlag ist ins Angesicht eines jeden Weibes und das zurückfällt auf den Mann, der die Dinge der Welt, um sich selbst zu finden, so weit kommen ließ, so weit hat kommen lassen müssen. Hysterie, das Leiden des Weibes, damit der Mann sich zu sich selbst leben kann. Er denkt nur an sich, kann und darf nur an sich denken. Weibes Aufgabe ist es, am Wege der Heimkehr aus Kasten- und Rassenchaos, die Schwere des Egoismus dem Manne erträglich zu machen, indem es sein Leiden auf sich nimmt, dem Manne aber jeden möglichen Weg zeigt, dies sein Leiden zu mildern.

Ehe wir davon sprechen, wollen wir noch einmal schweigend uns versenken in das nun erkannte tiefe Geheimnis der Wandlung des Weibes, um eigenartigen Brücken nachzuspüren, die sich von da hinüberspinnen zur dreifachen Geburt des Mannes.

Die Geburt im Weibe, der Orgasmus des Mannes. Weib ist Mysterium, trägt seine Werkzeuge im Verborgenen, Mann kennt und sieht die seinen in aller Offenheit. Mannes Erektion entspricht der zweiten Station des Weibes, er aber geht ungezählte Male in das Weib ein, wann dieses noch auf erster Station, im ersten unruh-

vollen, unklaren Wirren des Liebesgefühles, das Mannes Stimmung vor Erektion entspricht. Er aber, nicht wissend um diesen Unterschied oder ihn nicht beachtend, nimmt das Weib, das noch gar nicht willig und aufgeschlossen ist, zum Akte. Wie wenn impotenter Mann geschwächtes Glied mit Gewalt zwingen wollte in Weibes Schoß, so ist zu frühes Beginnen hemmend, verekelnd dem Weibe. Er ist bei der Ergießung angelangt, wann das Weib beginnt mit seiner Erektion.

Mann, wie bist du Kind, du Stürmer und Dränger, wie verstehst du in deiner ersten Geburt, der der Zeugung des Sohnes, so wenig von dem Wiegenbettlein und seinen zarten Kissen und Decken.

Und die zweite Geburt, die des Kindes. Auch hier Brücken zum Vorgange der Wandlung. Die Vorwehen entsprechen den Gefühlen der ersten Station, schmerzend, unruhvoll, atemraubend. Die Preßwehen entsprechen der zweiten Station, kraftvoll mithelfend, freudig schwingend, bei allem Schmerz voll Glück — sie ziehen manchmal in die Beine und schaden kraftvoller Geburt, so zieht Empfindung zweiter Station manchmal in Schultern oder Augenlider und verhindert, wenn nicht herbeigebissen, oder herbeigeschlagen, den Orgasmus.

Die Ausstoßung, dritte Station. Ganz gleicher elektrischer Schlag wie beim Orgasmus zittert in höchster Seligkeit durch das Weib im Augenblicke der Befreiung vom Kinde — — tiefes Mysterium! Haben wir deshalb so viele Kraftlosigkeit bei den Geburten, weil so wenig Weiber kraftvoll empfangen? So wenig Stoßkraft, weil so selten der Orgasmus? — Geheimnisvolle Zusammenhänge, tiefe Wunder.

Und die dritte Geburt, die des Mannes zum Selbste durch den gereiften Sohn. Auch hier wieder die Brücke. Schmerz ob der Andersart des Kindes löst sich auf in demütigem Erkennen, daß die Andersart nur verkannte Eigenart: der Vater, der sich wehrte gegen sein Ebenbild im Sohne, gibt sich dem Bilde büßend hin und erlebt in der Verwirklichung seiner tiefsten Sehnsucht durch den über den Vater hinausgereiften Sohn die Wonne der Vergottung.

Noch ein anderes dreifaltiges Bild will ich zeichnen, um das mystische Erleben des Weibes darzustellen: Nicht ohne Grund nennen wir den Rauschkünstler gerne feminin. Er, der noch mit glühenden Wangen schreibt, erlebt sein Kunstwerk und dessen Gestaltung ganz so, wie das Weib den Höhepunkt der Liebe. Hier wie dort die drei Stationen. Innerlich unbewegt, beinahe teilnahmlos, schlendert junger Künstler durch die Landschaft. Sieht neben ihm in kleinen Frühlingsgärten Mädchen, die ihre Blumen begießen. Ein klein wenig wacher, erblickt er zur andern Seite junge Priester im Abendgange des Klostergartens. Leises Klopfen seiner Pulse. Größer geöffnetes Auge. Er schaut den Fluß und die Abendsonne, die sich in ihm badet.

Da, mit schnellem Atemholen und einem raschen Griffe der gespreizten Finger durch die Luft, wiegen und wogen alle diese Bilder in eins: Mädchen und Garten, Priester, Fluß, Sonne. Er schreitet schneller. Wird atemloser. Da, ein Schlag durch sein ganzes Wesen. Er! ist die Sonne. Er! ist die Mädchen, er! ist die Priester, er! kniet und badet sein Antlitz im Flusse und erlebt sich als Gärtner und Unkraut, als Gott und Mensch zu-

gleich. In seligem, innerem Jauchzen fühlt er die Empfängnis einer Dichtung, die sich in ihm in eins zusammenschlug. Er eilt heim im Sturme. Reißt Papier und Feder vom Pulte und schreibt in fliegender Hast die Dichtung nieder.

Drei Stationen der Empfängnis des Kunstwerks; drei Stationen der Liebe.

Die wechselnden Bilder im planlosen Herbeidrängen: erste Station. Ihr Zusammenschwingen und -klingen, webend und wogend: die zweite. Und der Ich-Einschlag ins ganze Gewebe: die dritte Station.

Ist nun Liebe geschwunden auf Erden, weil das Weib sich selbst nicht verstand oder weil der Mann das Weib nicht verstand? Beides.

Weib kann sich selbst verstehen, wenn es sich zu spiegeln sucht in meinen Worten, und Mann kann das Weib verstehen, wenn niedriger Mann bereit ist, dienend sich zu demütigen unter das hohe Weib und, wenn hoher Mann gütig sich herabläßt zu niedrigem Weibe.

Ananda, tiefseliges Wort. Sättigung des Weibes. Hingeschlagen ruht es, voll der Liebe. Kein Laut mehr. Kaum ein Atmen. Bewußtlos. Willenlos. Wonnevoll und stark.

Bangen ist in mir, ob die Heiligkeit und Herbheit dessen, was ich zu sagen hatte, gefühlt wird hinter den abgenutzten Werkzeugen, den vielverbrauchten Worten unserer Sprache. Eine neue Sprache müßte sein, eine heiligere, reinere, ungenützte. Sie würde mir helfen, reines und nur reines Empfinden zu wecken und das Sanktus nicht um den Schatten eines Gedankens zu entweihen. Bewußt kehre ich noch einmal zurück zum Ausgange und bitte alle, mich recht zu verstehen.

Weibes Leben ist Liebe, Weibes Kraft erfüllte Liebe. Wollen wir gesunden und von Grund auf Alles wandeln, so kann das nur geschehen, wenn das Weib gesundet. Es kann nur gesunden, wenn jeder Mann und jedes Weib wieder weiß um den Ritu und sein Gebot. Nicht um Gesetze zu sprengen und Sitten zu verletzen, sondern um den Kern des Leidens des Abendlandes zu erkennen und um diesen Leidenskern zu mildern, aus seinen ungeheuern Verkrampfungen zu lösen.

Als mir, vor Jahren, durch schweigendes Warten und stille Hingabe an Menschen und Bücher und in der steten Sehnsucht, den Grund unserer Schmerzen zu erkennen, das Ritugeheimnis und seine Bedeutung aufging, war ich eben von einem ernsten Krankenlager aufgestanden. Ganz erfüllt von jenen Gedanken, noch ganz in Zweifel und doch auch wieder in Gewißheit, halb in tiefstem Weh über die dadurch gewonnene Leidenserkenntnis, halb in dem starken Wunsche, mir möge irgendwoher eine Bestätigung werden, ging ich neben dem mich begleitenden Arzte durch den tiefen Schnee eines einsamen Hochgebirgsdorfes in sinnendem Schweigen zu einem abgelegenen Hofe. Ein Zimmer sollte dort frei sein mit viel Sonne, Waldluft und Stille. Wir traten in die niedrige Küche ein. Um den gemauerten Herd kauerten auf der Bank fünf liebreizende Kinder, alle flachsblond, blauäugig, prall und rund, strotzend von Gesundheit und Lebensfreude. Am Herde hantierte die Mutter. Selten sah ich schöneres, kräftigeres Weib. Mädchenhaft erschien sie in all ihrer Ueppigkeit und doch war sie ganz Fraue, ganz Mutter. Unser Besuch war nur ein kurzer, das Zimmer war schon vergeben.

„Wie hat Ihnen die Marie gefallen?“ fragte der Doktor, als wir heimwärts schritten. „Ein Prachtweib, gelt? Sie ist aber nicht die Frau vom Haus,“ fuhr er fort. „Der Hans ist ein rechter Teufel. Den Hof hat er der Marie geschenkt, da haust sie mit den fünf Kindern. Einundzwanzig ist sie jetzt; mit Vierzehn hat er sie genommen; sein Weib hat das Dorf verlassen; er wohnt drunten in seiner Säge; keiner kommt ihm bei, kein Pfarrer und kein Richter; sie fürchten ihn alle — aber gelt, die schönen Kinder! Und so ein strammes Weib!“ Der Ritu der Inder, die Sünde des Versagens! Wie ein Echo war dies Erlebnis, hergeweht vom Geschick, mich zu grüßen und ja und Amen zu sagen zu dem, was mir zur Klarheit geworden.

Vox humana

Einatmen, Ausatmen, Ruhe — solchen Dreiklang schwingt deutscher Mensch. Er lauscht diesen Dreiklang der Natur ab; dem Rauschen der Wälder, dem Morgensange der Vögel, der Pyramide Aegyptens, der Gopurah Indiens, dem Gewandgefalt Dürers, dem Expressionismus unserer Tage. Er stellt ihn bewußt gegenüber, diesen Dreiklang und Dreitakt, dem Vierklange der in sich ewig zurückrollenden, ruhelosen Septime, dem rund dirigierten Wiener Walzer, der romanischen Kuppel und endlich dem Germanenfernsten, der ewig kreisrunden, der „schmierenden“ Rhythmusbewegung des Juden.

Gothik, Dreispitz, geecktes Fenster, überzackt noch durch den Wimperg, arisches Wesen. Nicht nur schöpferische Pause, nicht nur Atemanhalten, sondern Ruhe des Gebärens, der Schau auf Schlag Drei.

Und wenn das nun, armer, verirrter Lustmensch, der Rhythmus der Zeugung wäre? Verloren gegangen das Wissen um diesen heiligen und heilenden Rhythmus im Rassen- und Kastenchaos?

Ein, Aus, Ruhe: der Rhythmus, der Ueberreizte heilt?

Aus, Ein, Ruhe: der Rhythmus, der Erschlaffte weckt?

Wenn das wäre, dann, deutscher Mann, hättest du es wohl in deiner Macht, den durch die Beschneidung zu sinnaufpeitschendem Hinhalten gehärteten Juden für ewig zu überwinden? Ihn, der als Negroider die hingelängerte Ruhe des „Ein" überbetont und dadurch die immer Saugenden überspannt; ihn, der als Mongoloider die vibrierende Rastlosigkeit des „Aus" übertreibt und dadurch die immer Pressenden aufpeitscht?

Wird nicht all das fallen und versinken, wenn der Germane als heilender Arzt den heiligen Rhythmus übt?

Erlausche ihn von Morgensang und Windeswehen, erschaue ihn aus den Spitzbogen der Frühgothik — bete ihn, singe ihn, atme ihn, klinge ihn, schwinge ihn — — —

Vox humana — — nur angedeutet, nur gelallt; aber wer alles Weh der Erde kennt, versteht der Vögel Sprache, des Windes Sprache und die Worte der Vox humana — — —

Das Benediktus

Gelobet sei..... Ist sie zu loben, diese Welt? Ist sie nicht eine Welt der Brutalität, des Widersinns, des Schmerzes und der Trauer? Hat nicht Schopenhauer recht, wenn er zugibt, sie sei die schlechteste der Welten? Das Weib verkannt, vergewaltigt, seiner natürlichen Bestimmung entzogen und keine Möglichkeit, hier Wandel zu schaffen! Die Welt hingegeben in Kasten- und Rassenchaos und dies Alles unsere unabänderliche Pflicht, der Weg, den wir gehen müssen, ob wir wollen oder nicht? Wozu dann alles Opfer, alle Zucht, alle Ueberwindung? Ist nicht Alles umsonst? Wollen wir nicht lieber den Vorhang schließen, nachdem wir gesehen haben, daß wir der Seligkeit des Allerheiligsten niemals teilhaft werden können? Ist es nicht besser, zu sagen, lasset uns essen

und trinken, denn morgen sind wir tot? Gemach, gemach!

Nach dem tiefen Schweigen des Sanktus kommt die Hymne des Lobes, nach dem Tode Auferstehung, aus der Opferung quillt Segen. Schauen wir mit wachen Augen hinein in die Welt. Ueberall Verwandelung der Monarchien in Republiken, überall Lockerung der Gesetze, überall Emanzipierung der Frauen, überall „Selbstbestimmung" der Völker. Warum das alles? Weil alles hindrängt auf die Verantwortlichmachung des Einzelnen unter uns. Ehegesetze, Rassengesetze, Kastengesetze standen einst über den Völkern, und der Einzelne folgte ihnen willenlos in seiner Eigenschaft als Glied der großen Gemeinde. Er war nicht ein Einzelner, er war Volk. Indem der Mensch aber mündiger wird, wacht er mehr und mehr auf zu der Erkenntnis, daß es auf den Einzelnen ankommt. Der Heilsplan der Welt zielt nicht auf die Erlösung Aller durch Einen, sondern auf die Erlösung eines jeden Einzelnen, um so die Summe der Einzelnen, das All zu erlösen. Weibesnot, Kastennot und Rassennot mußten über uns kommen, und die helfenden Gesetze mußten zerbrechen, damit mehr und mehr Jeder sich selbst in die eigenen Hände nehme und in sich die Probleme löse und sich, jeder Einzelne muß es nun tun, zur Reinheit durchringe. Die mittelalterlichen Ständegesetze, die Zünfte, die Klassen verschwinden, das Wissen um Ritu und um die drei Grade der Weiber, die Zaghafte, die Dreiste, die Wissende, versinkt, die Juden erhalten ihre Emanzipation — — Warum das alles? Damit der Einzelne sich selbst ergründe. So ist der Lauf der Welt! Und nun zum heute! Ein Gebot gilt für das heute! Es heißt: gemach. Sei

nicht zu eilig: bleibe bei Einem Weibe. Sei nicht zu ungeduldig: bleibe bei deiner Kaste! Sei nicht zu weltbeglückend: suche deine Rasse. Verdiene dir Lob des Weibes, wissender und tätiger Mann.

Gelobet sei! Gelobet sei der Mann, der all dies wissend, hingeht und sonder Zaudern zur Ehe schreitet. Eine Ehe mehr, ein unglückliches Weib weniger. Saget nicht, es geht nicht. Die Verhältnisse, die Finanzen, die Familiensorgen, die Last, die Not — — —

Dein Leben, einsamer Mann, kostet dich mehr in Gasthaus und möbliertem Zimmer, deine Heimlosigkeit verleitet dich zu größeren Ausgaben als die sind, die eine Frau dir macht. Schenke dir ein Kind und einem Weibe eine Stillung und du wirst reicher sein als zuvor. Zögre keinen Tag; du verlierst goldene Zeit. Und das Kind? Dein Tabak zahlt seine Milch, dein Bier seine Schuhe und Kleider. Lieber ein Weib stillen als rauchen, lieber in einem Kinde dich spiegeln als trinken. Und wenn die Ehe unglücklich wird? Wie sollte sie es, wenn ihr in Liebe euch findet und in Sympathie euch gewählt habt, der Mann die, die klüger ist als er selbst, das Weib den, der edler ist? So schaut einer am andern empor, wie sollte da die Ehe unglücklich werden? Und die Krankheiten? Gesättigtes Weib wird nicht krank. Wie sollte es? Es hat den Born seiner Gesundheit und Kraft am Manne. Und wenn es dich nicht klar spiegelt? So überlasse das deinem Sohne und bleibe nicht einsam aus Qual der Wahl.

Gelobet sei der Mann, der in die Ehe tritt. Und gelobet sei er, wenn er den Frauen am Wege, die keine Ehe erleben, geistig sich schenkt, indem er ihnen Aufgaben

stellt, die das Sehnen des Körpers übertönen. Machet eure weiblichen Angestellten zu Helferinnen; gebt ihnen wenigstens die freudige Genugtuung, daß sie für euch, zu eurer Freude, euch zu Lieb und Lob arbeiten. Es ist das eine kleine, schwache Stillung, ist nur ein Surrogat, aber es ist doch eine Milderung und Linderung des Loses. Schenkt Lob und Liebe und ihr schenkt Kraft und Stärke.

Gelobet sei der Mann, der zur Ehe schreitet. Doppelt und dreifach dann loben wir ihn, wenn er bei diesem Schritte denkt an Kaste und an Rasse. Ach, wollest du doch zurückfinden zur Kaste deines Geschlechtes. Suche nach dem Wappen deiner Familie. Lasse es dir deuten. Waret ihr von Anbeginn Bauern, Krieger oder Priester? Lasse es dir sagen und sinne dem nach. Wart ihr Krieger, frohe, stürmende, wagetolle, ringende, so wähle dir heute ein Weib aus gleicher Art, eine trotzige, stürmische, heitere, leichte. Damit ihre Klugheit wuchern und wachsen könne auf altbekannter Scholle; damit ihr eurer selbst froh und gewiß werdet. Finde dich durch dein Weib zurück zu deinem Wesen im Sohne. Prüfe dich. Erforsche dich. Hast du dir Enthaltsamkeit nicht vielleicht nur anempfunden? Hast du wahrhaftig nur Lust am Weibe einmal im Monat? Bist du wahrhaftig aus Priestergeschlecht? Oder hast du dich nur kasteit und umgebogen zu solchem Empfinden? Sei ehrlich gegen dich selbst und mache kein Priesterkind unglücklich, sondern wähle das Weib aus altem Bauernadel zur Lutherfreude der „Wochen zwier". Bist du aber Krieger, bald himmelhoch jauchzend und unersättlich in ein paar tollen Nächten, um dann vielleicht für Wochen schweigendes Blut zu haben, sei klug: suche das Weib, das solchem Verlangen Echo schenkt.

Denn es ist schwere Zeit im Lande; eile nicht zu sehr mit der Erlösung des Geschlechts. Trachte lieber in diesen Zeiten der großen Not nach dem Glücke des Heimes. Priestertochter verträgt nicht Stillung heischendes Bauernblut, liebt nicht lüsternen Mund. Und Bauernkind wird nicht deiner froh, nachtarbeitender Mann oder kämpfender Recke.

Gelobet sei heute der Mann, der nach der Kaste wählt.

Und gelobet sei der Mann, der auf die Rasse acht hat. Greife nicht nach der Frau der kalten Sinnlichkeit, nach der Frau des mongoloiden Ostens, du Mann der negroidschwülen Sinnlichkeit des Südens. Das tut nicht gut. Bleibet zusammen in diesen Zeiten des Sturmes, kalte Geistlieben und bleibet zusammen, schwüle Blutlieben. Und vor allem, ihr Kinder des Nordens, Kinder der tief verschwiegenen, trutzigen, wilden, jauchzenden Liebe, findet ihr, ihr zusammen und hütet ihr deutsches Wesen. Brechet auf aus eurer Selbstbeherrschung und Verbissenheit und überstarken Zucht und seid ganz Mensch, ganz deutsch, ganz trutzig-nordisch. Zeigt euch ganz, wie ihr seid. Dann wird gleich zu gleich sich finden. Heute gilt: gleich zu gleich. Nicht jach flammende und rasch verlöschende Glut, entfacht durch den Reiz der Verschiedenheit, sondern ein gemeinsames Brennen in Einheit, erst in großem Zorne, dann in großer Sympathie; oder, noch seliger für das Weib, erst in großem Staunen und Wehren, dann in großer Anbetung vor dem größeren Manne, größer durch Heiligkeit, aber eins mit dem Weibe in Wille und Geist.

Nicht mehr Lieben und Hassen, nicht mehr Geisttrost statt Liebesfreude, nicht mehr Irren und Wirren, sondern

Treue, nicht mehr Zagen und Bangen, sondern Ruhe und Stolz. Nur so können wir gesunden und erstarken.

Wir vergaßen eines, die Mischung schwarz-gelb in sich, den Bastard, Ahasver den ewigen Juden!

Gelobet der Mann, der sich freihält von jüdischem Blute. Es läutert nicht, es reinigt nicht, es zieht herab. Denn in ihm ist nicht Verstehen des Weißen, Sehnsucht nach Edelmut und Begreifen und Lieben des Genies. Lasset euch nicht blenden und täuschen. Niemand mag bedauernswerter erscheinen als die Jüdin, in der Tropfen weißen Blutes kreisen. Die Ohnmacht des Bastards und die Fähigkeit der Anpassung, die Gabe der Darstellung, der Schmerz um das Gebrochensein, die Glut schwarzlockiger Phantasie, die Kälte gelber Verstandeskraft — das alles treibt in der Jüdin sein berauschend-schönes, interessantes und rührendes Spiel. Werde nicht gefesselt und werde nicht weich, denn wenn *ein* Weib dich nicht braucht, so ist es die Jüdin. Es gibt keine hysterische Jüdin. Es leidet keine Jüdin daran, daß sie den Mann nicht hat. Die Bastardierung bringt es mit sich, daß in der Geschlechtssphäre der Jüdin und in der Gehirnsphäre des Juden letzte Schwingungen der Heimwehsehnsucht fehlen. Darum kein Jude edelmütig sein kann und keine Jüdin an Bleichsucht sterben wird. Edelmut ist die Gesundheit der Indogermanen, Bleichsucht ihre Krankheit. Es gibt Adel auch unter den Juden, es gibt Mut auch unter den Juden; aber es gibt unter den Juden keinen Edelmut; ihr Adel ist schüchtern, ihr Mut ist keck. Es gibt auch bleiche Mädchen unter den Jüdinnen, es gibt auch viel Süchte unter ihnen, aber es gibt keine Bleichsucht; ihr Bleichsein stammt von den Mongolen, ihre Süchte von den Negern.

Darum habe kein Mitleid mit einer Jüdin, wähle ein Weib deinesgleichen. Das tief schlummernde Temperament wirst du in der Harrenden wecken und dann wird sie dich voller und heißer beglücken als eine Jüdin. Darum wissen sehr wohl die — Juden und beschämen dich. Und damit kommen wir zur Kehrseite. Schopenhauer hat geraten, vom Judentum durch Mischheirat uns zu erlösen. Mehr und mehr werden auch in den Kreisen ernster Rasseforscher Stimmen laut, die ihm recht geben. Was ist hiezu zu sagen? Mischheirat wahllos begrüßen, ist schwerster Irrtum. Die Heirat Germane-Jüdin ist für unsere Rasse immer nur ein Uebel; in Frage kann nur kommen die Heirat Jude-Germanin. Diese Heirat gleicht dem Schützengrabenkrieg im Vergleich zur offenen Schlacht. Das beste wäre offene Schlacht. Das heißt: unser eigenes Wesen so stärken, daß es immun ist gegen jüdische Gefahr, daß es sich nicht gefangen nehmen läßt von jüdischer Dialektik, nicht einschüchtern läßt durch jüdische Rechtsauslegung, nicht beeinflußen läßt von jüdischem Arzte, nicht trösten läßt von jüdischer Religion. Aber das ist schwer. Und in dieser Ohnmacht unseres eigenen Wesens und in der Angst, erdrückt zu werden, ehe wir zu uns selbst uns durchgerungen haben, sinnen wir auf das Mittel der Mischheirat. Die Hinopferung unserer blonden Töchter an die Juden erreicht aber weiter nichts, als daß wir diese Nation brechen. Sie spiegelt sich und erkennt sich selbst und beginnt an sich zu leiden. Ihre Vitalität, ihre Brünstigkeit, die Kraft ihrer Dialektik welkt, weil der germanische Geist sie allenthalben skeptisch werden läßt vor sich selbst. Mögen sie äußerlich in Kindern und Kindeskindern noch so jüdisch aussehen; die

germanische Mutter bricht ihre geistige Energie, ihre Sicherheit, ihre Durchschlagkraft. Ein Bremsen des jüdischen Wesens ist es also, ein Schwächen ihrer Angreiferlust, was wir durch die Mischheirat erreichen. Und nur durch die Mischheirat, die kluge Mädchen dem Juden opfert. Ist es nicht besser, diese Kräfte uns zu erhalten? Gibt es keinen anderen Weg, der jüdischen Welle zu steuern? Der beste Weg dazu ist die Erkenntnis unseres Wesens und das Wiedererwecken der Liebe und des Verstehens zwischen Mann und Weib. Wenn edler Mann und kluges Weib im Verein wach sind und aufgeschlossen, allem Fremden zu steuern, dann gebären wir aus dem innersten Kerne des urdeutschen Wesens heraus die Kraft, die alles fremdrassige überwindet.

Der dritte Zwischenruf

Die Messe eilt ihrem Ende zu. Der Priester betet das Vaterunser. Kurz vor Schluß hält er inne. Das letzte Wort des Vaterunsers betet er nicht allein. Es ringt sich als Klage- und Bittruf los aus den Herzen aller, die der Messe beiwohnen. Der Chor spricht es aus im Namen der Menge, dies letzte Wort: Sed libera nos a malo, sondern erlöse uns von dem Uebel. Sondern? Ja, sondern, denn der Priester hat zuvor gesprochen: Führe uns nicht in Versuchung.

Den dritten Zwischenruf rufen die Männer. Die Männer, die guten Willens sind. Die, zu denen wir vorhin sagten: Gelobet seid ihr.

Sie rufen: Wie können wir zu euch finden, ihr Frauen des Abendlandes, wenn ihr uns in Versuchung führt, statt uns von dem Uebel zu erlösen?

O um dies große Uebel und um diese große Versuchung! Der Bastard schlägt die Augen auf. Er ist das Uebel. Er hat die Frauen verwandelt, so daß sie nicht mehr sie selbst sind. Die dreifache Versuchung: Koketterie, Dünkel, Brunst. Koketterie. Ein böses Wort! Ein jüdisches Wort! Ein französisches Wort! Die Mode, der Chic, der Charme, das Neueste vom Neuesten, das Frivolste vom Frivolen: es kommt von Paris und wird unter uns ausgebreitet von den Juden: Schwarz-gelb; hüte dich, deutsche Frau. Kleide dich schön, geschmackvoll, vornehm, aber kleide dich nicht aufreizend; kleide dich, um zu erfreuen, aber nicht, um zu gefallen. Die Mode der Halbwelt und die der Ehefrauen ist ganz Eines geworden. Das sollte nicht sein. Wenn das arme Kind der Freude kürzesten Rock, durchsichtigste Strümpfe, tiefsten Ausschnitt nötig hat, um Geld zu verdienen, so sollte die Frau, die Mutter werden will, ihr das nicht nachmachen, um ihrer selbst willen nicht, denn sie prostituiert sich ohne Not; um des Mannes willen nicht, denn sie weckt Verliebtheit, die vergänglich, statt Liebe, die bleibend, um der Schwester von der Straße willen nicht, denn sie schadet deren Gewerbe. Deshalb ist nun nicht nötig, daß die Frau nach dem Eigenkleid der Emanzipierten greife, jenem unartikulierten Kittel frigiden Weibes, den jeder gesunde Mann nur mit Abscheu und Mitleid betrachtet. Mode muß sein, und vor allem, Abwechselung muß sein. Das Weib ist in seinen Funktionen ein solch Vielgestaltiges, das stehende und gehende Weib bedarf anderer Kleidung als das sitzende; Tailleneinschnitt verträgt nur das aufrecht stehende oder sich bewegende Weib, darum die Forderung nach einem Straßenkleide und

einem von ihm ganz verschiedenen Hauskleide schon körperlich berechtigt ist. Es bleibt deshalb bestes Vorbild die Frau des Nordens für jede normale Ehefrau und jedes in Eigenheim tätige Mädchen: das englische Kostüm, Rock und Jacke, mit hochgeschlossener, englischer Hemdbluse, baumwollen und leinen im Sommer, halbwollen und wollen im Winter, dazu einen dichten Strumpf und braunen oder schwarzen Schnürschuh das Angemessene, Schöne, Vornehme für die Straße; das weiche, fließende Kleid aus Wolle oder stumpfer Seide für das Haus, das Kleid aus leuchtendem Stoffe für den Abend. Anders das dienende und verdienende Weib, das zu seiner Arbeit aus dem Hause geht. Zu ihm gehört das halb anliegende Kleid, ein Mittelding zwischen dem fließenden Hauskleide und dem starren Bluse- und Rockkostüm und darüber der Mantel. Es ist am kleidsamsten in der Kombination hell-dunkel. Hell zu Gesicht, dunkel zur Straße zu. Was aber tragen statt dessen unsere Frauen? Die Kleider des Abends am Tage auf der Straße, und die alte Bluse und den alten Rock am Abend, wann der Mann an der leuchtenden Spielerei eines leichten, zarten Abendgewandes sich erfreuen möchte. Auf der Straße Gefallsucht, im Hause Gehenlassen und in Gesellschaft Aufpeitschung durch tiefen Ausschnitt, aufreizende Art, unverhüllteste Formen. Zerrbild, Verkrampfung, Effekthaschen, Verwirrung, überall, wohin wir blicken, in der Kleidung des Weibes. Wie soll da ein Mann wissen, wie und was er wählen soll? Verwirrt und geblendet, fühlt er sich hin- und hergerissen. Du sollst nicht zurückstehen, Schwester, im Wettbewerbe, durch reizlose Einfachheit, du sollst wirken durch Schönheit und durch das Vor-

nehme. Es muß alles zu dir passen und dein Wesen genau offenbaren, Farbe, Schnitt, Ausputz, alles muß du sein. Laß es dir von niemand sagen, wähle selbst. Wähle aber nicht mit der Frage, was gefällt ihm, oder gar, was gefällt ihnen, sondern mit der Frage, was gefällt mir, mir allein. Ziehe dich nicht für die Männer schön an, sondern für dich selbst. Zu deiner eigenen Freude und Erhöhung, deiner eigenen Sicherheit und Geruhsamkeit. Du mußt dich wohl fühlen in deinem Kleide und in deinem Gebahren; nur dann bist du nicht kokett, nur dann führst du nicht in Versuchung, sondern erlösest von dem Uebel. Und die zweite Versuchung, das zweite Uebel? Der Dünkel.

Der Mann des guten Willens will heraus aus dem Kastenchaos, will eines sein im Handeln mit Vater und Großvater. Ist die Tochter des Handwerkers aber bereit, dem Gesellen des Vaters sich zu verloben? O nein, sie will höher hinaus, will einen Studierten oder gar einen Beamten, um für ihr Leben „versorgt" zu sein. Will die Lehrerstochter den Lehrer, die Pfarrerstochter den Pfarrer, die Kaufmannstochter den Kaufmann? O nein, sie wollen alle etwas „besseres", als es der Vater war. Und die Mütter! Der Sohn soll mehr werden, als der Vater gewesen ist, soll höher hinaus, soll größeren Reichtum, höhere Ehre erlangen. Wie sollen wir zurückfinden zu uns selbst, wo solcher Dünkel herrscht? Kann es etwas besseres geben für ein Weib als in gleiches Milieu verpflanzt zu werden, wie das war, das sie von Jugend auf kannte? Warum so verjudet sein und immer höher hinauswollen? Führe uns nicht in Versuchung, Weib. Lege den Dünkel ab. Lerne den Stolz wiedergewinnen

auf deine Kaste, auf den Beruf deiner Väter. Suche edeln Mann, aber Mann deiner Kaste. Ob ich als Schuster der Menschen Füße liebreich betreue oder als Pfarrer der Menschen Herzen — es ist Beides Dienst an den Brüdern; es kann Beides Gottesdienst und es kann Beides Teufeldienst sein. Nur ein fremder Glaube, der Körper und Seele als zwei getrennte Dinge auseinander riß, konnte solche Giftsaat streuen, daß der Körper niedrig, die Seele hoch sei. Was heißt Körper, was heißt Seele? Es ist alles Seele und es ist alles Körper zugleich. Es ist die feinste Arbeit die Arbeit für des Menschen Geist, es ist die gröbste Arbeit für des Menschen Magen; beide verlangen gleichviel Liebe, gleichviel Treue, gleichviel Hingabe. Nicht was der Mensch tut, sondern wie er es tut, darauf kommt es an. Er sät Geduld und dienende Demut als Werker, er sät Zorn und stürmende Kraft als Krieger, er sät Edelmut und wissende Macht als Priester; sät er es in Reinheit und Liebe und Selbstlosigkeit, so ist er hoch und sei er Bauer oder Krieger oder Priester, sät er es in Selbstsucht und Unreinigkeit und Haß, so ist er niedrig und sei er Bauer oder Krieger oder Priester. Alle Kasten sind königlich; ob du geschaffen bist aus dem Haupte, den Armen oder den Füßen des Gottes, bleibt sich gleich; es fragt sich nur, ob du rein bist oder unrein. Je treuer du aber deiner Kaste bleibst, je steter du zurückstrebst zur Art deiner Väter, desto besser und unverwirrter wirst du deine Reinheit und Kraft zur Auswirkung bringen können. Darum, Tochter des Tischlers, sei nicht dünkelhaft. Nimm den Handwerker, der um dich freit. Siehe, er ist reiner als der Andere, der in der Welt Augen höher stehen mag, in den Augen der Wissenden aber niedriger ist.

Wir sind so verjudet. Wir haben verlernt, vor dem Meister des Handwerks, des Landgewerks, des Kunstwerks uns zu neigen und den König in ihm zu schauen. Wir dienern vor dem Beamten, dem Geldmanne, dem Händler. O laßt uns wieder germanisch werden, wieder kastenstolz und kastenfroh. Führe uns nicht in Versuchung, Weib, hilf uns zu uns selbst.

Und die dritte Versuchung? Die Brunst.

Du warst dünkelhaft und wolltest über deinen Stand hinaus, weil du unbefriedigt warst. Ich weiß, ich weiß. Es war die Liebe, die dir fehlte. Noch zu schwererem Unglück treibt dies ungestillte Liebessehnen, zu größerem Vergehen. Zur Vielfältigkeit des Geschlechtserlebens bringt es das Weib. Der Mann, der das Weib nicht weckt, wird verlassen und das Weib greift nach einem andern. Ich spreche hier nicht von den Mädchen der Freude, ich spreche von den tugendsamen Ehefrauen, von den ehrsamen Jungfrauen, die das Myrtenkränzlein tragen. Myrtenkränzlein und Ehetugend stimmen schlecht zur unverhüllten Beichtwahrheit der Unzähligen, von denen es niemand weiß und die alle, alle nicht einem, sondern mehreren Männern gehört haben. Wir sind so weit gekommen, daß der Mann lieber ein Weib nimmt, das nicht mehr Jungfrau ist, daß die Jungfrau sich schämt, Jungfrau zu sein. Leid ohne Ende. Denn der Mann, der im Sohne seine Rasse erkennen will, den Grad seiner Reinheit oder Unreinheit, ist doppelt und dreifach betrogen. Und das deshalb, weil früheres Geschlechtserleben dem Kinde des späteren Geliebten Züge beimischt vom ersten Liebhaber. Kein reiner Spiegel mehr ist ein Weib, das nicht mehr Jungfrau ist. Es schenkt dem Manne

keinen klaren Abdruck seines Selbst mehr. Keine Witwe kann reiner Spiegel sein, habe sie nun ein Kind gehabt vom ersten Manne oder nicht. Elixier des ersten Mannes kreist in ihrem Blute und teilt sich dem Kinde mit, das in ihr wächst. Indien, das allwissende Land auf dem Gebiete der Liebe, kann darum den Wunsch aussprechen, der Bruder eines verstorbenen Ehemannes möge in der Witwe Diesem Samen erwecken: es wird der verstorbene Bruder sein, der zum Leben erweckt wird. Aus gleichem Grunde läßt sich die Witwe, die schon Söhne geboren hat, mit ihrem Manne verbrennen. Sie kann und darf keines Mannes Weib mehr sein, weil kein Mann sicher wäre, ob das Kind ganz sein Kind oder ob es Teil des Verstorbenen. Sie kann, wenn sie sich nicht verbrennen lassen will, Tempelbajadere werden, Mädchen der Liebe zur Stillung des natürlichen Triebes der Männer, die hernach, ganz abgeklärt, anbeten wollen — —. Wählt sie keines von Beiden, so ist sie ein überflüssiges, herumgestoßenes Etwas. Und mit Recht. Sie hatte nicht genug Liebe, um mit ihrem Manne zu sterben, sie hatte nicht genug Brunst, um im Tempel zu dienen, so ist sie überflüssig, denn Weib ohne Liebe ist nichts. — Sie schauen mich an mit großen, vorwurfsvollen Augen, meine ungezählten Schwestern, die Witwen. Sie heiraten aufs neue und halten das für recht und doch ist es unrecht. Sie leben ihren Kindern. Leben sie ihnen wirklich? Stoßen und zerren sie sie nicht herum? Wären die Kinder nicht besser in anderen Händen als in denen der Witwe? Gebt sie lieber zu Jungfrauen, gebt sie lieber zu Großmüttern, eure Kinder, ihr Witwen, und werdet Bajaderen. Bajaderen des Abendlandes. Helferinnen, Leiterinnen großer

Aufgaben, Führerinnen starker, neuer Bewegungen. Und heiratet ihr, heiratet Witwer und werdet nicht mehr Mütter. Ihr Andern aber, die ihr noch rein seid, hütet und wahret eure Reinheit, damit ihr Spiegel werden könnet des Mannes eurer Liebe. Und ihr unbefriedigten Frauen, verführet keinen Hausfreund und schenket keinem Sehnenden Gehör, solange ihr Mütter sein müßt und zu Müttern gefordert werdet. Und ihr Hausfreunde, brechet nicht ein ins Gehege einer Ehe, ehe ihr nicht talauf talab geschaut und geforscht habt, ob nicht eures Lebens Weib anderswo in gleicher Echokraft zu finden sei. Und findet ihr nirgendwo das gleiche, so traget euer Schicksal. Denn brechet ihr auch das Weib heraus, und ist es dann auch euer Weib, es wird nie den Sohn klar und restlos euch schenken. Er wird nicht euer Kind sein und nicht das des Andern, darum die Hände weg vom Ehebruch. Klaren Spiegel braucht ihr und klares Bild. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Laß dich nicht leiten von Sehnsucht und Brunst, Weib des Abendlandes, laß dich leiten von Pflicht und Gewissen. Hilf dem Manne zu dir selbst und zur Kasten- und Rassenreinigung. Verführe keinen Mann zum Sohne, der rassenreiner ist als du. Tritt zurück, wenn die Reinere in das Leben des Mannes tritt. Schenke du, Kind eines vermengteren Blutes, dich einem Manne eben solchen Blutes. Merke auf! Dein Blut spricht Wahrheit. Du bist blond und verlangst doch nach dem schwarzen? Du bist blond, mein Kind, nur von der Mutter her. Gehorche keinem Blonden wider deinen eigenen Willen. Denn er irrt sich in dir. Hilf du dem Schwarzen, zu dem es dich zieht. Sei nicht eitel. Das ist tiefste Schuld. Gehorche.

Gehorche auch in Scham. Dein Blut spricht Wahrheit. Du bist dazu geboren und aufgewachsen, um einen Mann vom Uebel zu erlösen. Einen Mann. Mehr als einen kannst du niemals leiblich erlösen. Du kannst, wenn du eine Gefallene bist, nur noch entsagen und „Schwester" werden. Darum hüte deine Jungfräulichkeit als das Köstlichste, was du hast, als den klaren Rassespiegel des Mannes deines Lebens. Strebe nach deiner Kaste. Strebe nach Schönheit, Geschmack, Zucht und Vornehmheit. Bereite dich und du bereitest die Welt zum Garten Gottes.

Das Agnus dei

Die Messe eilt ihrem Ende zu. Und kommt zum letzten Sange, zum Agnus dei. Kein Jubelsang ist das; es ist ein schmerzvoller Klagesang, ein dreifacher Ruf aus der Tiefe: erbarme dich unser. Mit diesem Klange in Ohr und Herz, unter dem Eindrucke der Ohnmacht und Schwäche und in der Hoffnung auf Hilfe strömen die Beladenen, neu gestärkt im Blute und in der Zuversicht, aus der Dunkelheit der Dome hinaus in das Licht des Tages. Das „erbarme dich" ist es, was Kraft gibt. Nicht das „verflucht sei", nicht das „hilf dir selbst", sondern der Glaube, daß ein anderer hilft, der Glaube an die Liebe. Entrüstung kann klären, Selbstvertrauen kann stärken, Liebe allein kann helfen. Liebe und tiefes Erbarmen.

Dreifach ist der Ruf. Der erste: Mann, erbarme dich des Weibes; der zweite: Weib, erbarme dich des Mannes; der dritte: Mann und Weib, bescheret einander den Frieden.

Mann, erbarme dich des Weibes.

Du hast vernommen, wie unser Philosoph sich entrüstet. Er hat recht in allem, was er sagt. Zugegeben sei es ihm. Aber du mußt all diese Last auf dich nehmen, Mann des Abendlandes. Denn du willst und mußt zu dir selbst kommen im Sohne und dazu bedarfst du des Weibes. Weil dein Körper leben kann ohne die Liebe, weil du das Lieben dir abgewöhnen kannst, weil es dir nur Erhöhung deiner Freude ist, sein Entbehren nur ein wenig Unruhe, nicht Not und Krankheit, darum grollst du dem Schicksal, daß es dir mit dem Weibe so viel Last auferlegt, daß du all die Schwächen und Torheiten, all den Widersinn und alle Unberechenbarkeiten des Weibes ertragen sollst. Vergiß nie: du kannst allein zu dir selbst kommen durch das Weib. Und dies Weib, das für dich da ist und für dich sich hingibt, braucht dich und die Stillung, die du ihm gibst, so notwendig wie du den Sohn. Dem Weibe ist die Liebe nicht Gewohnheit, sondern Notwendigkeit. Wie der Mann nicht Ruhe findet, ehe er sich spiegelt, so findet das Weib nicht Ruhe, ehe es nicht geliebt wird. Es gibt ein Entsagen für kranken Mann, es gibt ein Entsagen für wissenden Mann. Aber dies Entsagen ist hart. Gehe in die Klöster und siehe, wie sie sich peinigen. Gehe in die Werkstuben und Ehen der Künstler und siehe, wie sie irren und wirren. Es gibt auch ein Entsagen des Weibes. Gehe in die Krankenhäuser und siehe, wie Weibesverlangen sich umbiegt in barmherzige Liebe, gehe in die Schulen und erfahre, wie es sich stillt in Lehrtätigkeit und Erziehung. Aber dies Entsagen ist härter als das des Mannes. Denn Mann befiehlt sich selbst das Entsagen, Weib erhält es aufgezwungen von den Verhältnissen, den Sitten, den Bräuchen.

Du kannst die Lage der Dinge der Welt nicht ändern. Aber lerne verstehen. Erbarme dich. Erbarme dich des Weibes.

Lerne verstehen das erkältete Weib in der Hochzeitnacht. Zerstöre nicht in der ersten Nacht das Glück deiner vielleicht jahrzehntelangen Ehe. Gefrorene Blumen darf man nicht zu rasch in die Wärme bringen. Sie sterben. Taue langsam auf. Erbarme dich. Sei weich und gut. Streichle behutsam, achte jeden kleinsten Widerstand. Laß dich aber auch nicht selbst erschrecken und einschüchtern. Höre nicht auf, gütig zu lächeln. Höre nicht auf, liebreich zu wecken. Streichle die Knospe zur Blüte. Und verträgt sie auch das noch nicht, so streichle zuerst mit Augen und Ohren und Worten. Laß sie sprechen und höre zu und zeige ihr, daß du sie verstehst. Laß sie sich schön machen und sich drehen und wenden und zeige ihr, daß du sie bewunderst. Sie wird die Seele vor dir aufschließen und deines Verstehens und deiner Freude froh werden und langsam wirst du auch den gefrorenen Leib dir erschließen. Langsam, langsam. Erbarme dich. Sei nicht eitel. Denke nicht, sie verachtet dich, wenn du nicht mutig zupackst. Frage sie doch, ob sie die Liebe schon kennt, ehe du sie zum Weibe nimmst. Laß das doch dir das Wichtigste sein! Du kannst ja doch gar nicht ein anderes Weib nehmen denn eine Jungfrau! Und Jungfrau ist scheu und ist gefrorene Rose und will langsames Wecken. Erst wenn der Körper dir entgegenbebt, dann nimm ihn. Erbarme dich.

Erbarme dich aber nicht nur deines jungfräulichen Weibes, erbarme dich all der Ungezählten, die die Jungfräulichkeit preisgaben, ohne einen Mann fürs Leben da-

für erhalten zu haben. Wieviele unter ihnen, vielleicht die meisten, haben sich aus Mitleid hingegeben, flehendem Manne, der in schwacher Stunde an seiner Brunst litt. Und büßen nun für dies reine, törichte Mitleid. Erbarme dich. Sprich ein gutes Wort. Schenke einen bewundernden Blick. Leihe ein williges Ohr. Und wie viele unter ihnen sind verlassen, weil der Mann eine andere nötiger hatte zur Mutter seines Sohnes als gerade sie. Erbarme dich. Sie sind vielleicht Geweckte und leiden die Qualen der Sehnsucht wissend. Gib ihnen eine Aufgabe, die sie ganz erfüllt. Schenke ihnen ein großes Vertrauen. Belade sie mit einer schweren Pflicht. Bilde ihr Talent und halte sie zu Zucht an. Erbarme dich.

Und erbarme dich derer, die nicht wissen um ihr Leid, der Ueberreizten, der Verbitterten, der Ueberspannten, der Zerwühlten. Laß deine Ruhe und dein Zuhören und dein Schweigen ihnen Kraft geben. Sei Beichtvater und Freund. Verstehe und hilf tragen. Sei gütig und lind. Erbarme dich. Und erbarme dich der Keifenden und Fordernden, derer, die nach Mutterrecht schreien und die Männer mit Steinen bewerfen und die die Welt auf den Kopf stellen und das Weib über den Mann setzen wollen. Lächle, vielleicht entwaffnest du sie. Führe ihnen Schwestern zu, die um die Wahrheit wissen, damit sie belehrt werden. Schaffe ihnen Männer, die sie besiegen. Starke Männer, energische Männer. Wenn es doch gelänge, sie alle zu Fall zu bringen, sie alle zu Huren zu machen, sie alle zu brechen. Wieviel Torheit wäre aus der Welt geschafft. Dein Erbarmen ihnen gegenüber muß sein eine große Liebe, gepaart mit einer eisernen Strenge. Zerbrich sie ganz, um sie ganz zu erheben.

Sage ihnen: Weib, du bist nichts ohne mich. Du bist da für mich. Du mußt Jungfrau sein. Ich aber darf suchen. Besser wäre, ich müßte das nicht. Aber daß ich suchen muß, daran bist du schuld in deiner Verbildung und Verblendung. Gib dich wie du bist, und ich werde auf ersten Gang die Rechte finden. Wenn ich keusch in die Ehe kommen soll, so mußt du mir helfen. Mache deine Schwestern demütig, aufgeschlossen und bereit.

So, Mann des Abendlandes, sprich zu den Emanzipierten. Erbarme dich.

Und du, Weib, erbarme dich des Mannes.

Zürne ihm nicht ob seiner Wildheit, keusches, herbes Kind. Sein Stürmen und Drängen ist, ihm selbst unbewußt, Sturm und Drang zu sich selbst, zum Sohne. Verstehe das und heilige es. Nimm ihn auf in Demut. Verschließe dich nicht. Laß dich entzünden. Sage ihm, was dich erschreckt, sage es ihm in Lindigkeit und Liebe. Und bitte ihn herzlich um Geduld. Es ist schwer, ich weiß es. Doppelt schwer, wenn du herbe bist und im Innersten Glut und Trotz, und er ist schwül oder kalt in seiner Sinnlichkeit. Dann trage das um der Aufnordung des Geschlechtes willen in Ergebung. Und wo du guten Willen siehst, lehre ihn das Spiel der Liebe spielen, das deinem Empfinden am nächsten kommt. Besser ein täuschendes Spiel als ein grausiger Ernst. Und erbarme dich, Weib, des untreuen Mannes. Höre nicht auf, ihn zu lieben. Laß nichts unversucht, ihn zurück zu gewinnen: wilden Trotz und liebes Bitten und all deine Schönheit laß spielen. Nur nicht Vorwürfe, nur nicht Klagen, nur nicht verzagendes Verwelken. Und versagen alle Mittel und ist das Muß in ihm stärker, so laß ihn ziehen, ehe er

zerbricht. Und lächle. Aber höre nicht auf, ihn zu lieben. Wirf dich keinem andern an den Hals. Binde dich nicht. Trost mag dir werden in der Zeit des Harrens auf seine Rückkehr. Aber höre nie auf zu harren. Und sei immer bereit, zu vergessen. Sei nicht moralisch. Mann ist Ziel. Zielstrebender übernimmt sich oft. Erbarme dich. Niemals, niemals sei du die, die Scheidung verlangt. Weib, das Scheidung beantragt, ist verjudet. Sei deutsch. Harre. Aber sei du bereit zu allem, was er wünscht. Treibe ihn nicht zum Aeußersten durch Widerstand. Schon mancher Mann stand ab von der Scheidung, weil kluges Weib ohne Widerrede lächelnd und schnell ja sagte zu diesem Begehren. Sei klug und weise. Lege dein Maß an und binde den Mann, ohne daß er es merkt. Sei demütig und lasse allen Stolz. Erbarme dich.

Erbarme dich, Weib, des Mannes, der Schöpfer ist der Werke. Es ist schwer. Ich weiß es. Er sieht in dir nicht das Weib. Er fragt nicht nach deiner Not. Er weiß nicht um deine Erdgebundenheit. Sei doch ganz demütig und erbarme dich und bitte ihn um seine Liebe. Und hat er nicht Zeit und Kraft, sie dir zu schenken, so lerne stark werden und lächeln und werde Mutter seiner Werke und liebe ihn im Werke und hege und pflege ihn im Werke. Sei willenlos da für ihn in Schönheit und Wildheit in der reinen, vollkommenen Idee des vollkommenen Kunstwerks Weib. Sei ganz du. Sei immer vollendet. Im Künstler lebt alles zugleich, Siedler und Krieger und Priester, schwarz, gelb und weiß. Sei Allem Echo und Allem Verstehen. Erbarme dich.

Der Künstler ist „Kreuzträger der Menschheit". Also nennt ihn Schopenhauer und sagt: „Kommt nicht erst mit

eurer Anerkennung und Teilnahme, wenn sie im Grabe liegen, sondern helft ihnen, solange sie einen hungrigen Magen haben und einen Mund zum Küssen."

Treue kennen sie nicht, die Lieblinge der Götter. Aber der Augenblick ihrer Liebe ist Ewigkeit. Und um dieser Ewigkeit willen schenket ihnen den Mund, Jungfrauen, und schenket euch ganz, Kinder der Freude, Vielgeliebte. Helfet, erbarmet euch der Künstler. Sie sind es, die uns retten aus Chaos und Nacht, sie sind es, deren Werke uns trösten, unsre Staaten reformieren, unsern Glauben adeln, unsre Herzen erheben. Erbarmet euch der Künstler und des Stückleins Künstler in jedem hohen Germanen. Helfet ihnen und ihr helfet mit an der Wiedergeburt unseres Volkes, des Volkes, in dem Edelmut und Genie wohnen, welch beide nach Schopenhauer „das Unterpfand sind, daß ein guter, erlösender Kern in diesem Samsara steckt, welcher zum Durchbruche kommen und das ganze durchdringen und befreien kann."

Erbarmet euch des Suchens nach dem Weibe, des Suchens nach dem Selbste und des Suchens nach Gott. Wer sich in Söhnen sucht, leidet, wer sich in Gott sucht, ringt. Das Wozu und Warum brennt im Manne allein. Weib kann solchen Brand nur ahnen, nie fühlen. Mancher, der Gott durch Werke sucht, zerbricht beinahe vor Qual ob aller Enttäuschung und Vergeblichkeit; zeige ihm, Weib, sein Maß. Es heißt: der Sohn. Er wollte Heiliger werden, ohne die Stufe über das Weib und durch das Weib hindurch gegangen zu sein. Mancher, der Gott im Weibe sucht, irrt und wirrt und grämt sich ob seiner raschen Kälte, die jacher Glut auf dem Fuße folgt. Zeige ihm, Weib, sein Maß. Er haftet an einer

Stufe mit dem Pflichtgefühle einer alten Zeit und der Sentimentalität eines Erberinnerns, indes sein Wesen schon längst auf oberer Stufe harrt, ob nicht der getrübte und schweifende Geist endlich heimfinde zu sich selbst, zur jauchzenden Heiligkeit der Weibferne.

Erbarme dich, Weib, erbarme dich. Denn Heiland bist du, Mittler des neuen Kultes. Erbarme dich.

Und kommet endlich beide zum Frieden.

Musik und bildende Kunst läuten den Friedenstag ein, und die Dichtkunst steht an seiner Schwelle. Eine Fülle von Licht bricht herein aus den geöffneten Pforten der Ewigkeit, herein in das Wolkenweben und Wallen der Klänge, der Bilder, der Worte. Das Wort kehrt heim und wird Schweigen. Das Weib wird ein Stück Ewigkeit, wird wieder verschmolzene Rippe.

„Und werden die Zwei ein Fleisch sein — das Geheimnis ist groß," sagt Paulus im Briefe an die Epheser. Die himmlische und die irdische Liebe, die männliche als Streben des himmlischen durch das irdische, die weibliche als Messen des irdischen mit himmlischem Maße, beide verschmelzen. Es wird bloßgelegt, was Schopenhauer schön und geheimnisvoll sagt: „Karitas und Amor haben ganz in der Tiefe eine gemeinschaftliche Wurzel." Der Mann versinkt in Gott. Selig das Weib, das zugleich versinkt im Manne. Denn nur der Mann vermag in Gott zu versinken und heimzukehren aus der Höllenwanderung der Erdenleben, dem das Weib sich verschmolzen hat. So eine Einzige ihm flucht in der Kette der Geliebten, kann er nicht Ruhe finden und Heimkehr ins Schweigen. Als Balder wieder heraufgeweint werden sollte aus Hel, waren alle Blümelein bereit zu Tränen

und alle Tiere des Waldes und der Aue und alle Menschen. Bis auf ein einziges verkanntes Frauenherz. Die fand keinen Tränentropfen für ihn. Er soll bleiben, wo er ist, sprach sie. Und siehe, Balder konnte nicht erlöst werden.

Weib, die Steine, die du wirfst auf den Mann, verbauen ihm die Pforten des Himmels. Halte ein. Wer bist du, daß du richten willst? Nur eines kannst du: büßen. Büßen dafür, daß du bist, die du bist: Weib. — „Das Weib aber fürchte den Mann." So schreibt es der Apostel. Und das lächelnde Indien sagt: „Und wenn er dir untreu ist, höre nicht auf, ihn zu lieben als deinen Gott."

Es ist schwere Zeit. Harte Zeit. Sei Erquickung. Sei Güte. Sei Liebe. Auch wenn du einmal unentbehrlich warst und nun entbehrlich scheinst. Es ist nicht immer dein Tun und dein Dasein, was not tut. Vielleicht tut das zu Zeiten weh. Nur eines tut not. Daß du nicht in Zorn dich verhärtest, sondern fließendes, strahlendes Leben bleibst, was immer dir auch angetan wird. Daß du immer dann leuchtest, wann dein Leuchten gesucht wird, daß du immer dann quillst, wann dürstende Lippen dich suchen. Harre. Sei bereit. Sei froh und sei ewig jung. Sei unsterbliche Geliebte, sterbliches Weib, und der Dichter wird den Lobgesang anstimmen, der dich ewig macht kraft deiner Entsagung:

Aus tief hingewurzelten geschlechten in die ewigkeit
Wardst du mir zugeblüht — —
Aus vielen toten müttern und versiegten vätern
Bist du mir auferstanden, meine süße quelle!
Aus urmeerrauschen wurdest du mir hergetropft —
Aus dem versunkenen strome gewesenheit

Wardst du mir hergeleitet in erlesenheit?/
Du schöne kaskade
Im garten meiner liebe /
Du meine perle tief im kelche meines schaffens /
Du meine süße quelle / Weib — —

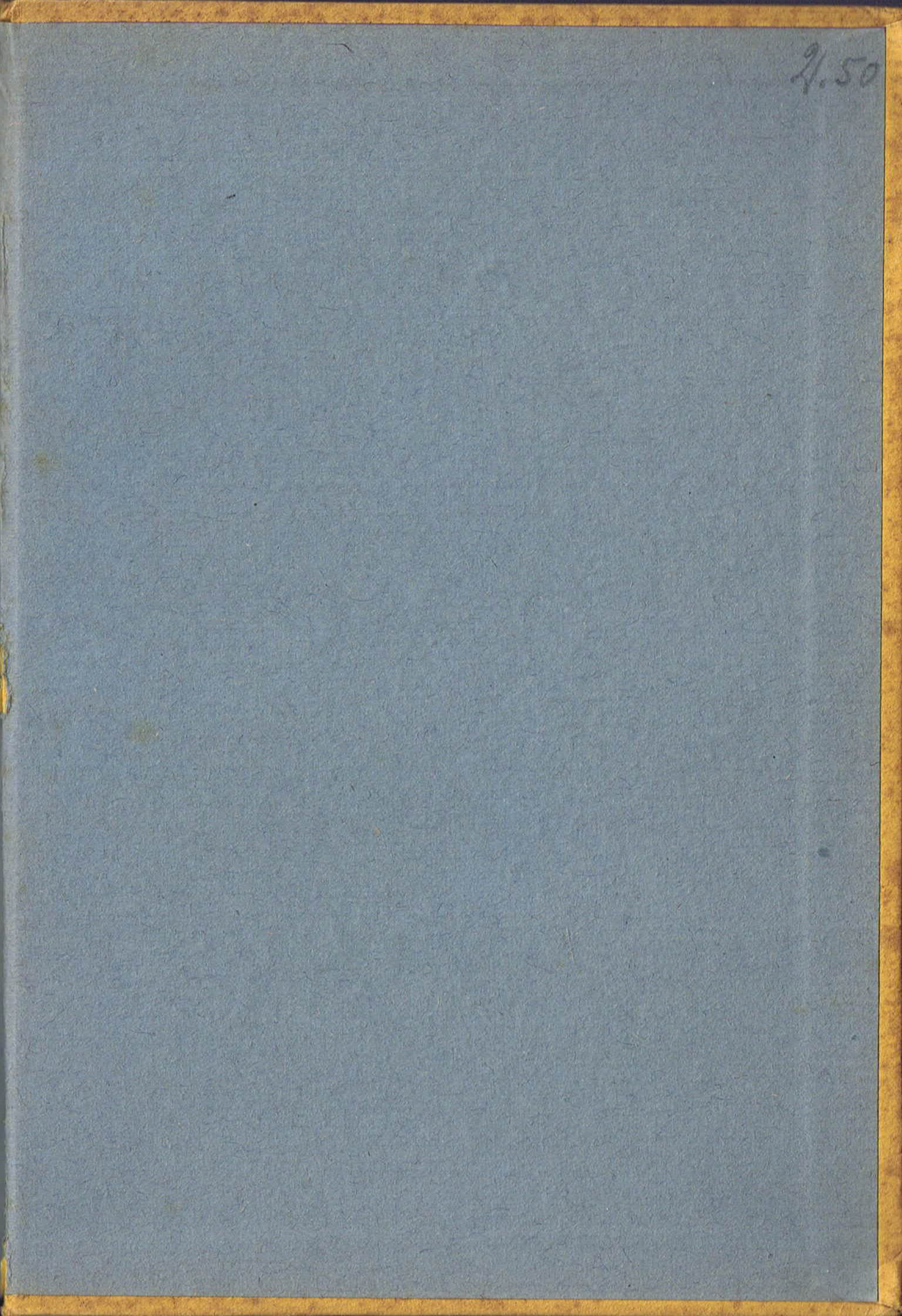
Ite missa est

Und nun hinaus in Alltag und Sonne. Was du gelesen, war kein Buch. Es ist ein Brief. Ein Brief an dich. Von mir. Ein Brief mit tausend Fragen. Nun antworte. Nun setze dich hin und schreibe. Schreibe mir. Schreibe ja aber und schreibe o nein und schreibe und dennoch — — schreibe.

Dies Buch soll Brücke werden, darauf du zu mir kommst. Ihr alle, die ihr sucht, kommet alle zu mir, die auch ich suche. Wir suchen leichter, wenn wir miteinander suchen. Lasset uns einander helfen. Lasset uns ringen und kämpfen miteinander um Licht und um Wahrheit.

Damit das Banner der Liebe aufgerichtet werde über unserem armen Lande. Damit alles Gesetz breche und alles Gebot falle. Denn die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung und die Liebe ist unsere Rettung.

Es — lebe — die Liebe!


2.50

